Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Geschw. Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Pruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. VI. 36 1709. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom W. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 207 | Sonntag, den 2. August | 1936

Spanische Tragödie

Der Hidalgo und die Enterbten

Man könnte den jetzigen Bürgerkrieg in Spanien auf den Zusammenprall zweier gegensätzlicher Ideen, des nationalen Spaniertums und des internationalen kirchenfeindlichen und blutgierigen Bolschewismus, zurückführen, aber die Dinge liegen noch viel verwickelter.

Spanien bildet nicht nur den geographischen Uebergang zu Afrika, und demgemäß werden die Bürgerkriege mit fast afrikanischer Wut ausgefochten, wie weiland im alten Reiche der Mauren, sondern seine ganzen sozialen, kirchlichen und kulturellen Verhältnisse haben sich eigentlich abseits von Europa entwickelt. Spanien ist, wie es das Deutschland der Zerteilung war, also bis zum Aufkommen des Preußentums, mehr oder weniger nur ein geographischer Begriff. Die Kernlande, Alt- und Neukastilien, zeigen nicht nur in ihrem geographischen Charakter, sondern auch in ihren Bewohnern gewaltige Unterschiede zu Asturien, das die Nordküste Spaniens umfaßt, zu den Basken, Navarra, den Arragoniern und Katalanen und den Südspaniern, den Andalusen, die mit maurischem Blut gemengt sind. Die alten Araber saßen bekanntlich in Granada, das erst 1492 in die Hände der Christen gelangte, nachdem in jahrhundertelangem Kampfe die Kastilianer und Arragonesen, die unter verschiedenen Herrschern lebten, nacheinander die wichtigsten Plätze den Mauren entrissen hatten, so 1236 Cordoba, 1248 Sevilla, 1266 Murci, 1265 Cadiz, 1244 Algeciras. Als Isabella von Kastilien König Ferdinand von Arragonien im Jahre 1569 heiratete, begann die Blüte der spanischen Herrschaft, aber sie hat trotzdem nicht vermocht, die einander widerstrebenden Typen der Spanier zu einem Nationalgefühl zu erziehen. Maßgebend blieb der Kastilianer, dann kam der Arragonese, und die Vertreter Andalusiens, Galiciens, Kataloniens wurden vom stolzen Hidalgo, dem kastilianischen Edelmann, über die Achsel angesehen. Gewiß waren im spanischen Edelmann die vornehmsten Tugenden des Spaniertums vereinigt. Er war königstreu, hervorragender Soldat, kirchengläubig, aber zur Zeit der Habsburger, die von 1504 bis 1700 herrschten, wird berichtet, daß in Kastilien jeder zweite Spanier ein Hidalgo war, und da diese nur dem Waffendienst oblagen und die Schlachten in aller Welt schlugen, jede bürgerliche Arbeit aber verpönten, ist die spanische Geschichte eigentlich in ihrer Entwicklung für das Land verhängnisvoll gewesen. Trotz riesiger Kolonialreiche, trotz der Silberflotten verarmte das Land. Ein Aufstand der Comuneros wurde 1521 niedergeschlagen. Die Comuneros traten für die Städtefreiheit ein, beriefen sich auf ihre alten Rechte. Karl V. vernichtete sie und damit zugleich die Blüte der Städte. Sie haben sich von diesem Schlage niemals wieder erholt.

Die auf die Habsburger folgenden Bourbonen regierten, wie sie überall regierten, d. h. miserabel. Nach der kurzen Episode der Beherrschung Spaniens durch Napoleon, unter dem die Spanier vor allem in den Gebirgen einen Guerillakrieg entfesselten, kam eine blutige Reaktion, die die liberalen Spanier vertrieb. Dann folgte der furchtbare Aufstand der Carlisten, weil König Ferdinand seine Tochter Isabella auf den Thron erhoben und seinen Bruder Don Carlos ausgeschlossen hatte. Isabella stützte sich zunächst auf die liberalen Elemente, sie wurde auch von den Cortez 1843 für mündig erklärt, aber die Carlisten führten den Krieg weiter, und dabei kam die ganze Blutgier der Anführer zum Vorschein. Nicht nur Frauen, sondern auch Kinder wurden regelrecht füsiliert. Isabella, deren Lebenswandel sehr anrüchig war, mußte 1868 ins Ausland flüchten, die Krone wurde zunächst einem Hohenzollernprinzen angeboten — was die Franzosen als Kriegsgrund für 1870 ansahen —, und nach ihm wurde Alfons XII., ein Sohn Isabellas, zum König ausgerufen. Im Jahre 1931 wurde Alfons XIII. gestürzt, und die Republik wurde von Liberalen ausgerufen, die bis dahin in Paris im Exil gelebt hatten.

Aber die Republik vermochte dreierlei nicht. Sie konnte die historischen Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppen der Spanier nicht mildern, folglich konnte sie auch nicht den Spaniern ein Nationalgefühl einflößen. Die Folge war die separatistische Bewegung in Katalonien mit Barcelona, die sich vor allem gegen die Kastilianer und gegen Madrid richtete, und die Selbständigkeitserklärung der nordwestlichen Provinz Galicien. In Asturien, wo vor allem englisches Kapital die Bergwerke ausbeutet, kam es zu dem blutigen Aufstand im Herbst 1934, im Süden folgte ein Putsch dem anderen. Das Heer war seit langem politisiert, in Junten zerspalten. Die Pronunciamentos der Generale gaben jeweils die Tonart an, wobei die Artillerie den Vorrang hatte vor der Infanterie, denn die Artillerie ist die Domäne der Hidalgos, während die Infanterie keine Rolle spielt und sich hauptsächlich aus den besitzlosen Landarbeitern rekrutiert. Sieht man von Kastilien ab, wo die Massen in äußerster Dürftigkeit leben, so bleibt vor allem Südspanien und Katalonien. In Südspanien ist trotz des Reichtums an Wein, Weizen, Oliven usw. das Land in den Händen von Großgrundbesitzern, die fern in Madrid leben und das Land durch Unternehmer verpachten oder, was häufiger der Fall ist, ausbeuten. Der Arbeiter ist besitzlos. Er geht eigentlich nur zur Vorbereitung der Ernte und zur Ernte selbst auf das Land und wohnt sonst in kleinen, stadtähnlichen Dörfern seit alters her, die aus den Kämpfen gegen die Mauren entstanden sind. Hier fand der Anarcho-Syndikalismus mit seiner Kirchenfeindschaft, seinem radikalen Begehren, daß das Privateigentum beseitigt werden sollte, ebensolche Anhängerschaft wie in den Industrieorten, in denen die besitzlosen Proletarier die Mehrheit bilden. Während die spanischen Gewerkschaften immerhin — denn sie sitzen in Madrid — einige Elemente des Hidalgotums übernommen hatten, so die autoritäre Leitung der Massen, war im ländlichen und industriellen Proletariat der Anarcho-Syndikalismus, die Verneinung jeder und schließlich auch der staatlichen Autorität in der überwiegenden Mehrheit.

Die Anarcho-Syndikalisten beteiligten sich bis jetzt nicht an den Kämpfen im Parlament, aber sie haben, unter zum Teil bolschewistischer Leitung, jetzt die Massen in einen Bürgerkrieg gegen die Militärgruppe gestürzt, die ihrerseits wieder ihr Programm noch nicht bekanntgegeben hat, aber durch die Unterstützung carlistischer Verbände beweist, daß sie mit den Ueberbleibseln der vorigen Jahrhunderte zusammengeht. Anscheinend weiß in Spanien niemand, wofür die Hekatomben von Opfern geschlachtet werden. Die eine Hälfte der Spanier steht in der anderen ihren Todfeind, die einzelnen Provinzen kämpfen aus alter Abneigung gegeneinander, die Greuel häufen sich und — im Hintergrund sitzt Moskau, dessen Sendlinge die ideologischen Vertreter der Republik längst in den Hintergrund geschoben haben.

Die Weltgefahr des Kommunismus

In Spanien alles so, wie es die Komintern gefordert haben

Belgische Stimmen

Die Ereignisse in Spanien werden in einem großen Teil der belgischen Presse unter dem Gesichtspunkt der kommunistischen Weltgefahr besprochen.

Der flämisch-katholische „Standaard" beschäftigt sich mit den Aufrufen und Geldsammlungen, die von der in Brüssel ansässigen Leitung der „Zweiten Internationale" und den belgischen marxistischen Parteien für die spanischen Marxisten seit Dienstag veranstaltet werden, und schreibt dazu, es sei unumstößlich erwiesen, daß Sowjetrußland die spanischen Kommunisten unterstütze.

Der Kommunismus sei das größte Uebel, von dem die Welt befallen werden könne. Der Kommunismus vernichte die christliche Zivilisation. Der Kommunismus bedeute die Knechtung aller edlen Empfindungen und Gefühle.

Um diesem Kommunismus vorwärts zu helfen, zögerten die belgischen Marxisten nicht, Geldsammlungen zu veranstalten. „Wann werden endlich", so schließt das Blatt seinen Alarmruf, „denen die Augen aufgehen, die die Welt gegen die kommunistische Gefahr schützen sollten?"

Die „Indépendance Belge" schreibt, der sowjetrussische Kommunismus wolle den Krieg und bereite ihn vor. Unter Hinweis auf die von Moskau aus beeinflußten kürzlichen Streikbewegungen in Frankreich und dann in Belgien meint das Blatt, was sich jetzt in Spanien ereigne, sei im Vergleich mit den Ereignissen in Frankreich und Belgien bereits ein fortgeschrittenes Stadium des Zerfalls.

Die Ereignisse entwickelten sich genau so, wie es auf dem Kongreß der Komintern im Jahre 1935 gefordert worden sei. Um die Welt leichter blind machen zu können, zeige Moskau ein doppeltes Gesicht und biete Europa seine Mitarbeit an der Organisierung des Friedens an.

Das nächste Ziel der Außenpolitik Stalins sei der Triumph des Kommunismus, und zwar zunächst in den demokratischen Ländern des europäischen Festlandes, dann der Kampf gegen die letzten Bollwerke der Ordnung, gegen alles, was Moskau unter dem Namen „Faschismus" zusammenfasse.

Im Brüsseler „Soir" zieht der katholische Senator Paul Crokaert einige Lehren aus der spanischen Anarchie. Er geißelt den paradoxen Charakter der kriegerischen und geheimen Diplomatie Moskaus und erklärt, daß das Mißtrauen Belgiens gegen Pakte und Bündnisse geradezu feindseligen Charakter gewonnen habe, seitdem Moskau in dieses Paktsystem sich eingemischt habe. Die öffentliche Meinung in Belgien dränge mit unwiderstehlicher Kraft nach Rückkehr zur Neutralität hin. Belgien fürchte wie das Feuer die spanische Anarchie und wie die Pest das kommunistische Durcheinander, das sich in Frankreich bemerkbar mache.

Ausländerinnen begegnen deutschen Frauen

Aus Unkenntnis und Zweifeln wurde Hochachtung — Interessante Begegnungen und Urteile — „Hier herrscht ein Wille!"

Vertreter und auch überaus zahlreiche Vertreterinnen von 42 Staaten sind zum Weltgeflügelkongreß nach Leipzig gekommen. Es ist selbstverständlich, daß sich die NS.-Frauenschaft unter Leitung der Gauabteilungsleiterin Grenze und Ausland, Pgn. Wenzel, den Ausländerinnen gern zur Verfügung stellt. Frauenschaftsmitglieder helfen im Kongreßbüro, sie helfen auch vor allen Dingen beim Dolmetschen. Unsere Mitarbeiterin hatte Gelegenheit, an derartigen Führungen und Besichtigungen, die auf Wunsch ausländischer Teilnehmerinnen durchgeführt wurden, beteiligt zu sein und schildert nachfolgend ihre Eindrücke.

Es macht Freude zu sehen, wie sich die fremden Gäste um die Parteigenossinnen scharen, um von ihnen möglichst viel von den Einrichtungen des neuen Deutschlands erklärt zu bekommen. Oft ist es mehr die innere Wärme der Schilderung, die Begeisterung und die Herzlichkeit als die Wahl der Worte, die überzeugen, wie bei uns gearbeitet wird. Aber all die Engländerinnen und Französinnen, die Amerikanerinnen und Italienerinnen, die Frauen aus den nordischen und die aus den südlichen Ländern wollen alles ganz genau wissen und waren dann auch nicht mit Dank und Worten der Begeisterung.

„Die wunderbarste Frauenorganisation"

Eine Engländerin, die nach dem Besuch der Leipziger Mütterschule und des Frauenarbeitsdienstes sich von mir ganz genau den Weg des deutschen Mädels bis zur NS.-Frauenschaft erklären ließ, war besonders begeistert davon, daß alle diese Schulungen, Wohlfahrtseinrichtungen, Freizeitgestaltungen usw. von einer einzigen Organisation ausgehen, die neben den Organisationen der Männer wie eine Schwester neben dem Bruder steht und denen alle die eine Idee, die gleichzeitig die Idee des Volkes und der Regierung ist, zugrunde liegt.

„Wir haben auch Kindergärten und ähnliche Einrichtungen in England, aber sie gehen von den verschiedensten Organisationen aus. Hier in Deutschland ist aber die Arbeit so ungeheuer fruchtbar, weil hier ein Wille befiehlt. Die NS.-Frauenschaft ist deshalb für mich die wunderbarste Frauenorganisation, die es je gegeben hat."

Alles muß erläutert werden

Stark war die Beteiligung beim Besuch der Leipziger Mütterschule. Die Ausländerinnen wollten genau wissen, welche Arbeit der Reichsmütterdienst leistet. Pgn. Wenzel mußte ihnen nicht nur das Grundsätzliche erklären, wie allen jungen Mädchen und Frauen gezeigt wird, wie sie mit wenigen Mitteln auf nationalsozialistischer Grundlage etwas Ganzes und Wertvolles leisten können, sondern auch viele Fragen beantworten. Die zweckmäßige Einrichtung der Schulungsräume und der Küche riefen die aufrichtige Bewunderung aller hervor. Besondere Beachtung fand das Spielzeug, das im Erziehungskursus aus ganz billigen Mitteln von den Müttern gebastelt wird. Eine Dänin sah sich das alles so genau an, daß sie daheim, wie sie uns versicherte, sofort daran gehen wird, mit ihren Kindern dieselben Sachen herzustellen.

Begegnung mit deutscher Jugend

Ebensogut war der Eindruck, den das Frauenarbeitsdienstlager „Heiterblick" auf die Ausländerinnen machte. Hier waren es nicht nur die Räume, die so ganz der Art unserer Jugend gemäß eingerichtet sind und Garten und Ställe, die von den Mädeln ganz allein versorgt werden, die den fremden Gästen so gut gefielen, sondern vor allem die Mädel selbst. Ihre frische Art bei der Arbeit, ihre frohen Gesichter bei Volkstanz und Singen und ihren klaren Blick beim Erklären, ließen viele der ausländischen Frauen nachdenklich werden. Ob sie nun an ihre eigene Jugend daheim gedacht haben mögen oder daran, daß es doch eine besondere, weit tiefere Bewandtnis um unsere Idee haben mag als der fremde Beschauer erfassen kann? Die Mädel benahmen sich auch wirklich so prachtvoll und natürlich, sie suchten sogar ihre fremdsprachlichen Schulkenntnisse zusammen und versuchten, selbst zu erklären, was sie ja aus eigener Erfahrung auch am besten konnten.

Viel Freude machte auch der Kindergarten, die Kleinen, die im Garten spielten, die ohne sich

Shaw über Hitler

Späte Anerkennung des Achtzigjährigen für den Nationalsozialismus

Bernard Shaw, der englisch-irische Dichter und Gesellschaftskritiker, beging vorigen Sonntag die Vollendung seines 80. Lebensjahres. Diese Tatsache benutzte er, so wird der „NS.-Rheinfront" aus London berichtet, zu einem Artikel im „Daily Expreß", in dem sich Shaw in der ihm eigenen sarkastischen Weise mit dem Problem „Krieg oder Frieden?" befaßt.

Der Aufsatz Shaws erweist sich als ein ungewöhnlich temperamentvoller Angriff auf die gesamtpolitische Haltung Englands und gleichzeitig als ein

Loblied auf das nationalsozialistische Deutschland,

wie es seit Jahren in der englischen Presse nicht erschienen ist. Die gesamtpolitische Haltung der amtlichen englischen Politik wie auch die Einstellung der Nation wird von Shaw einer mitleidlosen Kritik unterzogen.

Shaw geht zunächst mit der Nachkriegspolitik der Alliierten ins Gericht. Die siegreichen Alliierten, so schreibt er, haben das daniederliegende Deutschland mit Füßen getreten, haben es seines letzten Pennys beraubt und sind dann schließlich dazu übergegangen, Deutschland die Wiederbewaffnung zu verbieten, um es daran zu hindern, jemals wieder sein Haupt zwischen den Völkern der Erde zu erheben. Wenn Deutschland nicht gehorchte, dann war die dafür angedrohte Strafe die Wiedereröffnung des Krieges. Deutschland ergab sich unter dieser furchtbaren Drohung.

Ein einziger Mann ausgenommen: Adolf Hitler! Adolf Hitler betrachtete sich das Machtaufgebot der anderen und sagte: Ich werde mich nicht verblüffen lassen. Ihr habt Angst, den Krieg wieder zu beginnen. Ihr könnt euch das nicht leisten, keiner von euch hat die geringste Neigung, irgend etwas dieser Art zu tun. Wenn ihr mit eurem Geld auf Krieg wettet, so setze ich meinerseits auf den Frieden.

Er rüstete Deutschland auf, England und Frankreich machten ihm Vorwürfe, aber Hitlers Antwort war das Gegenstück zu dem englischen Ausdruck: Schert euch zur Hölle!" Der deutsche Nationalismus scharte sich um ihn und gab ihm die Stellung und Bedeutung eines Ueberkaisers.

Die anderen wiederholten ihre klagenden Vorwürfe. Sie sagten: Du hast kein Gewissen, du hast den heiligen Vertrag von Versailles verletzt. Wenn wir das dulden, dann wirst du die größte Infamie begehen und sogar den Locarnovertrag brechen, und das entmilitarisierte Rheinland wieder beseitigen.

Gewiß! erwiderte Hitler (so heißt es in Shaws Aufsatz weiter) und marschierte mit Tausenden von Soldaten in das Rheinland ein.

Und was ist geschehen? fragt Shaw. Krieg? fragt Shaw. Ein Regen von Giftgas über allen Städten Europas? fragt Shaw. Keineswegs. Frieden, nichts als Frieden! Hitlers Rechnung ist richtig gewesen und hat ihn triumphierend emporgetragen.

Weiter fragt Shaw dann, wie es käme, daß man in England so viel vom Kriege rede. Wie kommt es, fragt Shaw, daß wir nicht klare Köpfe behalten wie Adolf oder Benito? Man könnte sagen, wir haben keine Köpfe, die wir klarhalten könnten. Aber das ist nicht ausreichend. Es muß doch in England so viel Verand, so viel Mut und so viel Vernunft vorhanden sein, wie man es in Deutschland oder in Italien findet! Es gibt viele muntere junge Leute unter uns, die das ganze Kriegsgeschrei als Wahnsinn ansehen, oder gar als Säuferwahnsinn. Warum hört niemand auf sie fragt Shaw, und kommt dann schließlich im Verlauf längerer Ausführungen zu dem Ergebnis, daß es in Wahrheit gar keinen Krieg geben könne und daß der Grund dafür der immer furchtbare Charakter des Krieges wäre.

Er schließt mit dem Satz: „Meine Ansicht über die Kühnheiten Mussolinis und Hitlers ist die, daß ich jedem sagen kann, er könne sich über die Kriegspanik hinwegsetzen, sie sei nichts als ein Nervenanfall."

stören zu lassen ihr Mittagslüppchen löffelten oder die, die zur Mittagsruhe ins Bettchen gebracht wurden. Pgn. Wenzel benutzte die Gelegenheit zu erzählen, daß all die Mütter dieser Kinder von der NSV. in Müttererholungsheime geschickt wurden, um neue Kraft für ihre Familie und ihren Haushalt dort zu sammeln. Einige der Ausländerinnen hatten solche Freude an den Mädeln vom Arbeitsdienst, daß sie den Wunsch äußerten, mit ihnen in Briefwechsel zu treten, eine Bitte, die zu erfüllen sich die Mädel selbstverständlich mit Freuden bereit erklärten.

Da schwindet jeder Zweifel

Die berufstätige deutsche Frau konnten die Ausländerinnen in einem vorbildlichen Betrieb mit vorwiegend weiblicher Belegschaft bei Besichtigung einer Schokoladenfabrik kennenlernen. Hier gab es natürlich ungeheuer viel zu sehen, wie all die süßen Herrlichkeiten gut und hygienisch zubereitet und geschmackvoll hergerichtet und verpackt werden. Die Gäste empfingen einen Eindruck deutscher Wertarbeit und wir können mit Recht stolz darauf sein, wenn eine viel- und weitgereiste und an allem interessierte Amerikanerin zugab, daß es die schönste und am besten eingerichtetste Schokoladenfabrik sei, die sie gesehen habe.

Darüber hinaus interessierten auch all die Arbeiterinnen, die da blitzsauber und mit freundlichen Gesichtern ihre Arbeit verrichteten. Auch hier gab es Anlaß zu tausend Fragen, die Ferien und Freizeit betrafen und auch hier konnten die Ausländerinnen wieder hören, wie die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" es mit ihren verschiedenen Einrichtungen möglich macht, daß die werktätigen Frauen nach der Arbeit ins Theater gehen können und Sport treiben, und sie während der Ferien und am Wochenende eine billige Erholungsreise unternehmen können. Auch der schöne Aufenthaltsraum, so freundlich mit Blumen auf allen Tischen, Rundfunkgerät und einem großen Führerbild ausgestattet, nötigte auch den Skeptischsten Bewunderung ab.

Immer wurde begrüßt, daß Frauenschaftsmitglieder, also Frauen, die mitten in der Arbeit stehen, die Erklärungen geben konnten. Durch diesen Einsatz der Frauenschaft wurde so manche neue und verständnisvolle Freundin für das nationalsozialistische Deutschland gewonnen und die Dankbarkeit für die Gastfreundschaft war aufrichtig. Alle Ausländerinnen waren sich darin einig, daß man ungeheuer viel vom neuen Deutschland lernen kann.

Ertüchtigung der studentischen Jugend

Ergebnisse des Athener Kongresses

Athen. In Athen wurde aus Anlaß der Olympischen Spiele in Berlin eine „Internationale Tagung für die körperliche Ertüchtigung und Gesunderhaltung der studentischen Jugend" mit stärkster internationaler Beteiligung und großem Erfolg durchgeführt. Die Tagung stand unter dem Zeichen der direkten Verständigung von Volk zu Volk und der besonders engen Zusammenarbeit zwischen dem deutschen Kreis für zwischenstaatliche Zusammenarbeit und dem griechischen Universitätsklub in Athen. Neunzehn Nationen waren auf diesem Kongreß mit über hundert Delegierten vertreten.

Die Tagung wurde durch den griechischen Kultusminister, Professor Louvaris, in der Aula der Universität im Beisein zahlreicher Minister und Vertreter der griechischen Regierung feierlich und unter militärischen Ehren eröffnet. Von der deutschen Delegation überbrachte deren Leiter, Ministerialdirektor Dr. Krümmel, der Tagung die Grüße der Deutschen Reichsregierung. Der deutschen Delegation gehörten außerdem bekannte Persönlichkeiten von Partei und Staat an, so der stellvertretende Reichsärzteführer, Reichsamtsleiter Dr. Bartels, Oberregierungsrat Burmeister vom Reichs- und Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und Dr. Streit, der Leiter des Reichsstudentenwerkes.

Auf den Arbeitssitzungen des Kongresses wurde über die Fragen des Gesundheitszustandes, die Maßnahmen zur körperlichen Ertüchtigung und der Gesunderhaltung der akademischen Jugend wie Sport, Athletik, Hygiene und Krankenbehandlung sowie über die zukünftige zwischenstaatliche Zusammenarbeit in diesen Fragen eingehend diskutiert. Ministerialdirektor Dr. Krümmel berichtete über die körperliche Ertüchtigung der deutschen Jugend und über die Hochschulsportordnung. Der stellvertretende Reichsärzteführer Dr. Bartels — die NSK. veröffentlichte den Hauptteil seiner Rede. Die Schriftltg. — sprach über die Aufgaben des Arztes am Volk und Dr. Streit über den Gesundheitsdienst des Reichsstudentenwerks. Ueber die zukünftige, zwischenstaatliche Zusammenarbeit sprachen Oberregierungsrat Burmeister und Dr. Mosolff.

Die Stellungnahme des Kongresses zu den verschiedenen Fragen kann folgendermaßen zusammengefaßt werden: Zur Gesunderhaltung der akademischen Jugend ist die Mitarbeit des Staates und aller an diesen Fragen beteiligten Stellen erforderlich, um die Wirkung der erforderlichen Maßnahmen unter geringsten Kosten auf das höchstmögliche Maß zu steigern. Dazu ist die Selbstbeteiligung und die Selbstverantwotung der studentischen Jugend in stärkster Weise erforderlich. Fast einheitlich wurde bejaht, daß vor allem auch der Staat das Recht hat, die körperliche Ertüchtigung der akademischen Jugend zu bestimmen und über den Führernachwuchs nicht nach allgemeinen Rechtsbegriffen, sondern nach den Lebensnotwendigkeiten des Staates zu' entscheiden.

Auf der letzten Sitzung beschloß der Kongreß, in Fragen des studentischen Gesundheitsdienstes weiterhin von Land zu Land zusammenzuarbeiten.

Aushebung und Gestellungsaufruf der wehrfähigen Dienstpflichtigen

in Bochum, Castrop-Rauxel, Herne Wanne-Eickel, Wattenscheid und Witten

1. Auf Grund des Wehrgesetzes vom 21. 5. 1935 und des Reichsarbeitsdienstgesetzes vom 26. 6. 1935 ist jeder männliche Volksgenosse deutscher Reichsangehörigkeit wehrpflichtig.

2. Durch die Aushebung wird entschieden, welche wehrfähigen Dienstpflichtigen zur Erfüllung der aktiven Dienstpflicht herangezogen werden. Zu diesem Zweck haben sich nur die bei der Musterung tauglich 1 und tauglich 2 befundenen wehrfähigen Dienstpflichtigen zur Aushebung zu stellen. Die als Freiwillige angenommenen Angehörigen der auszuhebenden Jahrgänge sind von der Gestellung befreit.

Im Jahre 1936 werden alle im Jahre 1914 geborenen männlichen Reichsangehörigen und die im Jahre 1915 in der Zeit vom 1. 1. bis 31. 3. 1915 geborenen zur Aushebung herangezogen.

3. Die Aushebungen finden während der Zeit vom 17. August bis 29. August 1936 statt.

4. Die wehrfähigen Dienstpflichtigen erhalten eine schriftliche Aufforderung zur Aushebung, aus der hervorgeht, zu welcher Aushebungszeit und in welchem Aushebungslokal sie sich zu melden haben. Dienstpflichtige (vgl. Ziffer 2), die bis zum 17. 8. 36 keine Gestellungsaufforderung erhalten haben, müssen sich trotzdem zur Aushebung melden. Die Meldung hat bis zum 20. August 1936 im zuständigen Polizeirevier zu erfolgen. Für Castrop-Rauxel kämen demnach die Polizeireviere 22—25 in Betracht.

Ein Dienstpflichtiger, der durch Krankheit an der Gestellung zur Aushebung verhindert ist, hat hierüber ein Zeugnis des Amtsarztes oder ein mit dem Sichtvermerk des Amtsarztes versehenes Zeugnis eines anderen beamteten Arztes an den Herrn Polizeipräsidenten, Abteilung E., in Bochum, rechtzeitig einzureichen.

Jeder, der zur Aushebung gestellungspflichtig ist und bisher einen seit der Musterung vorgenommenen Wohnungs- und Wohnsitzwechsel bei der polizeilichen Meldebehörde (dem zuständigen Polizeirevier) oder beim Wehrmeldeamt nicht gemeldet hat, hat dies unter Vermeidung einer Polizeistrafe binnen 3 Tagen nachzuholen.

5. Zur Aushebung hat der Dienstpflichtige mitzubringen:

a) den Musterungsausweis 1935 und den Ersatzreserve I-Schein;
b) 2 Paßbilder, soweit er noch keinen Wehrpaß in Händen hat. Verlorene Papiere sofort melden.

Außerdem sind mitzubringen, soweit sie nach der Musterung erworben wurden:

a) Nachweise über die Berufsausbildung (Lehrlings- oder Gesellenprüfung);
b) Arbeitsbuch;
c) Ausweise über Zugehörigkeit zur HJ. (Marine-HJ.), zur SA. (Marine-SA.), zur SS., zum NSKK., zum RLK. (bisher DLV.), zum DAGD.;
d) Nachweis über Teilnahme am Wehrsport (Seesport), über die Kraftfahrausbildung beim NSKK. — Amt für Schulen-, Reiterschein des Reichsinspekteurs für Reit- und Fahrausbildung, Seesportfunkzeugnis;
e) Nachweis über die Ausbildung beim Roten Kreuz;
f) Nachweis über geleisteten Arbeitsdienst (Arbeitsdienstpaß oder Arbeitspaß, Dienstzeitenausweis, Pflichtenheft der Studentenschaft);
g) Bescheinigung über geleisteten aktiven Dienst in der Wehrmacht, Landespolizei oder SS.-Verfügungstruppe;
h) Annahmeschein als Freiwilliger in der Wehrmacht oder SS.-Verfügungstruppe;
i) Nachweis über den Besuch von Seefahrtsschulen oder Seefahrtszeiten oder Nachweis über abgelegte Schifferprüfungen;
k) Bescheinigung über Reichssportabzeichen oder SA.-Sportabzeichen;
l) Führerschein (für Kraftfahrzeuge, Flugzeuge, Segelboote, Motorjachten);
m) Freischwimmerzeugnis;
n) Brillenrezept beim Vorliegen von Sehfehlern.

Jeder Dienstpflichtige wird auf eigene Kosten zurückgeschickt und für den nächsten Tag wiederbestellt, der nicht restlos alle befohlenen Papiere usw. mitgebracht hat. Die Paßbilder müssen in Zivil aufgenommen sein, da Lichtbilder in SA.-, SS.-, Partei- oder RAD.-Uniform u. dgl. verboten sind.

6. Gesuche um Zurückstellungsanträge sind sofort schriftlich an den Herrn Polizeipräsidenten, Abt. E., in Bochum zu richten. Es werden jedoch nur Anträge berücksichtigt werden, deren Gründe erst nach der Musterung eingetreten sind. Ein Zurückstellungsgesuch befreit nicht vom Erscheinen zur Aushebung.

7. Wer sich durch Nichtgestellung, durch unerlaubte Entfernung, durch Selbstbeschädigung oder durch Vorschützen von Gebrechen der Dienstpflicht zu entziehen versucht, hat schwere Strafen zu erwarten.

8. Anspruch auf Entschädigung für etwaige Fahrtauslagen der Dienstpflichtigen bei An- und Abfahrt zu den Aushebungslokalen oder für Lohnausfall u. dgl. besteht nicht. Für während der Aushebung abhandengekommene Sachen kann kein Ersatz geleistet werden.

9. Die Dienstpflichtigen müssen zur Aushebung sauber gewaschen und mit sauberer Kleidung erscheinen. Sie haben sich vorher die Zähne in Ordnung bringen zu lassen. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Der fliegende Rechtsanwalt

Es dauert immer eine Weile, bis sich unser gesamtes Leben der raschen Entwicklung der Technik angepaßt hat. Das gilt insbesondere auch für die Praxis der Gerichte. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in der Rechtsprechung der Gerichte die Einlegung der Berufung oder der Revision gegen ein Urteil durch ein Telegramm für unzulässig erklärt wurde. Auch heute, wo der telegraphische Verkehr zu etwas Selbstverständlichem geworden ist, kommen den Gerichten manchmal noch Bedenken, ob bei der Erstattung der Prozeßkosten durch die unterliegende Partei auch die Kosten für Telegramme erstattet werden sollen.

Der in jeder Weise fortschrittliche Kostensenat des Kammergerichts Berlin hat, wie die „Juristische Wochenschrift" 1936, Heft 31, mitteilt, zum ersten Male Gelegenheit gehabt, die Frage zu prüfen, ob zu den erstattungsfähigen Reisekosten des Anwalts auch solche Kosten gehören, die durch Benutzung eines Flugzeuges entstanden sind. In dem Prozeß war die Vernehmung von Zeugen in Stockholm erforderlich. Um rechtzeitig zum Termin erscheinen zu können und nicht zuviel Zeit zu versäumen, hatte der Anwalt zur Reise nach Stockholm ein Flugzeug benutzt. Dadurch waren höhere Kosten entstanden, als bei der Benutzung der Eisenbahn. Das Kammergericht erklärte die Kosten für erstattungsfähig, da die Benutzung des Flugzeuges angesichts der ständig zunehmenden Entwicklung der Luftfahrt keineswegs mehr als eine ungewöhnliche Art der persönlichen Beförderung bezeichnet werden könne.

Sehr vorteilhafte Stoffangebote im

SOMMERSCHLUSS-VERKAUF

Kunstseidenleinen
gute Qualität, in feinen Pastellfarben, für das beliebte Sportkleid, ca 70 cm breit . . . . . Meter 30 Pf

Kunstseidenleinen
in hübschen Blumenmustern, ca 70 cm breit, für praktische Sommerkleider . . . . Meter 55 Pf 45 Pf

Vistra-Musselin
das beliebte Gewebe für leichte Kleider, ca 80 cm breit, in vielseitiger Ausführung, Meter 85 Pf 75 Pf 50 Pf

Cloqué
gute kunstseidene Qualität, ca 70 cm breit, in vielen hellfarbigen Streifenmustern, für das beliebte Sportkleid . . . . . Meter 1.00

Wollmusselin
ca 80 cm breit, in aparten Blumenmustern, für das neuartige Trachtenkleid . . . . . Meter 1.25

Maroc-Faconné
gutes kunstseidenes Gewebe mit hübschen Glanz-Effekten, besonders geeignet für Schlafanzüge und Kombinationen, ca 95 cm breit, in weiß, rosé, teerose, champagner, hellbleu und nil . . . . . Meter 1.00

Crêpe Satin
weichfließende, kunstseidene Qualität für hübsche Blusen und Kleider, ca 95 cm breit, in elfenbein, rosé, teerose, heilbleu und nil . . . Meter 1.25

Borken-Noppé
solides kunstseidenes Gewebe, ca 95 cm breit, in vielen Modefarben, für gute Nachmittagskleider . Meter 1.45

Flammé
hübsches Fantasiegewebe aus gutem kunstseidenem Material, ca 95 cm br., in dunkelmandel, bordo, lavendel, hellbleu und marine . . . . Meter 1.50

Borken-Reversible
weichfallender Stoff aus guter Wolle mit Kunstseide, f. solide Nachmittagskleider und Complets, ca 95 cm breit, in großem Farbensortiment . Meter 1.75

Kunstseid. Taft
in großer Auswahl und vielen Farbstellungen, ca 90 cm breit, für modische Blusen und Besätze . . . . . Meter 1.25 75 Pf

Borkenkrepp-Druck
gutes kunstseidenes Gewebe, in moderner Blumenmusterung, ca 95 cm breit, für schöne Sommerkleider, Mtr. 1.00

Besondere Gelegenheit!
Borkenkrepp-Streifen
solide kunstseidene Ware in vielseitiger Ausführung und aparten Farben, ca 95 cm breit, für fesche Sportkleider und Blusen . . Meter 1.00

Cotelé
in geschmackvoller Streifenmusterung, für fesche Sportkleider und Blusen; solide kunstseidene Qualität, ca 95 cm breit . . . . . Meter 1.25

Cloqué
gutes kunstseidenes Erzeugnis, ca 95 cm breit, in aparter Karo- und Fantasiemusterung, für elegante Sommerkleider . . . . . Meter 1.50

Schotten
ca 70 cm breit, in frischen Farbstellungen, für praktische Kinder- und Backfischkleider . . . Meter 50 Pf

Reinwollene Schotten
in besonders schöner Musterung, ca 70 cm breit, für hübsche Sport- und Kinderkleider . . . . . Meter 1.25

Mantelstoff
empfehlenswerte Qualität, in der sportlichen Fischgrat- und Diagonalmusterung, ca 140 cm breit, für praktische Uebergangsmäntel und Röcke Meter 1.00

Bouclé
gutes grobfädiges Gewebe, in vielen Farben, für hübsche Complets und Mäntel, ca 140 cm breit Meter 2.50

Stichelhaar
vorteilhafte Qualität, ca 140 cm breit, in feinen Melangen, für sportliche Mäntel und Kostüme . . . . Meter 3.50

CRAMER & MEERMANN G.m.b.H.

Dortmund, Westenhellweg

Illustrierte Sonntagspost

Der neue Mensch der Ernte

Von Robert Oberhauser

Sieh dir den Baudrn an, wie er über das weite Feld schreitet, wie er sät und erntet und schwere Frucht birgt in Scheune und Kammer, wie er Bäume pflanzt und Felder teilt und schafft, weit in die Zukunft — und dann denke daran, wie ein Staat den Bauer vom Hof trieb, und das Land des Bauern in fremde wuchernde Hände kommen ließ.

Sieh dir den Arbeiter an auf dem Weg zur Fabrik oder unterwegs zum Schacht. Sieh, wie er anfährt zur Grube, wie er steht im Gießwerk, umlodert von Flammen, wie er schafft und formt und biegt, was seine Hände gelernt haben, wie er dient am großen Wert der Gemeinschaft — und denke an das, was vorher war: den müden hoffnungslosen Gang zur Stempelstelle, die Schlafstelle im Asyl, den hungrigen Blick der verwahrlosten Kinder, die er bettelnd an die Türen der Reichen schicken mußte.

Sieh dir den Soldaten an, wie er stolz und mit blanker Wehr vor der Fahne des Reiches steht, bereit, sie zu schützen mit Gut und Blut. Sieh dir den Wehrmann des Friedens an, der mit Hacke und Schaufel Provinzen erobert, Wälder rodet, Sümpfe entwässert und weite Straßen durch das Land zieht. Sieh die Soldaten in braun und schwarz; Klammer der Gemeinschaft, Schutz und Schild der Ehre, Hüter der inneren Kraft und Wächter der Idee — dann denke an das macht- und schutzlose Heer 1918, denke an Straßenkämpfe und Blut und Mord in den Städten, an Haß und Mordgier, Verirrung und schändliche Verführung.

Und du siehst, wie alles anders geworden ist in diesem Deutschland. Wie alle Ordnung zurückkehrte, wie Recht wurde aus Unrecht und Gesetzlosigkeit, wie innere Zucht an Stelle von Zügellosigkeit und falscher Freiheit trat. Und wie auch der Mensch wieder innerlich frei wurde und groß und rein und wieder glauben lernte und wußte, was ein Befehl, was Pflicht und Gehorsam ist.

Er spürte, wenn er neben dem Kameraden durch Nacht und Tag marschierte, wenn er neben ihm am Lagerfeuer saß und mit ihm die Lieder des Reiches und die Lieder der Kameradschaft sang, daß einordnen und unterordnen unter ein Großes, unter das Gesetz, unter den Führer etwas unendlich Schönes ist und nicht Knechtschaft. Daß Gemeinschaft etwas unendlich Größeres ist, als die zuchtlose Freiheit des armseligen Ichs. Daß Dienen das höchste Geschenk des freien Mannestums bedeutet.

Dies alles schuf ein neues Erleben, formte einen neuen Menschen. Die Kameradschaft der Kämpfer, die Größe der Idee, die Liebe zum Führer und der Glaube an das heilige Reich der Deutschen, sie haben die Deutschen gewandelt zu einem Reich der Kraft und der Stärke. Das Opfer der Toten, das Blut der Gefallenen, sie fordern nun, daß dem Erfüllung werde, was sie erstritten und sie sterbend gesehen: Daß dieses Reich, das durch ihr Opfer geschaffen wurde, nun auch mit ihrem Geist erfüllt werde, daß die Kämpfer und Rufer des Reiches, nun die Form steht, vorstoßen mögen zum inneren Reich, von dem seit Jahrhunderten die besten Söhne des Friedens geträumt und gesprochen haben.

Das Reich ist geschaffen, die Grenzen stehen. Nun gilt es den Menschen, den deutschen Menschen zu formen. Was kann es schöneres geben, als sich dieser Arbeit zu verschreiben. Ist der Ruf des Führers und sein gewaltiges Werk etwas anderes, als Dienst an der Erziehung des neuen deutschen Menschen, der einmal das Reich füllen soll, das er an der Wende der Zeit schafft für ein neues Jahrtausend. Und ist der Rundblick über die Ernte etwas anderes als eine gewaltige Heerschau des Erreichten und eine Verpflichtung für das Werk, das noch zu tun bleibt?

Der Traum der Deutschen ist Erfüllung geworden, das Reich der Deutschen wurde Wirklichkeit, setzten wir nun unsere Kraft an das innere Reich, erfüllen wir die Sendung der Deutschen, ergründen wir die Wurzeln unserer Kraft, leben wir groß und kühn und wahr, mit einem Wort: seien wir deutsch und wir schaffen in uns und aus uns den neuen Menschen des Reiches!



Kleiner Mann auf großer Wiese (Aufnahme: Goebbeler)

Sicheln klingen . . .

Ein Jahrtausend im deutschen Erntebrauchtum von M. A. v. Lütgendorff

Zwei deutsche Worte, in denen alle Kraft und aller Wille zur Arbeit liegt, wurzeln in ihrem Ursprung in der Feldarbeit, der harten Arbeit in Wind und Wetter, die dem Menschen die geheimnisvolle Zeugungskraft des Bodens wies, auf dem er stand. Aus dem gemeingermanischen Wort „büan", das alle Arbeit auf dem Acker in sich schloß, wurde unser „bauen", und das uralte „uoban", das im gleichen Sinn die Feldarbeit kennzeichnete, verwandelte sich in das Wort „üben". Es war ein schweres Stück Arbeit von allem Anfang an, dieses unermüdliche Bauen und Ueben, das notwendig war, damit die Erde zurückgab, was man ihr anvertraut hatte. Wiewohl sie es dann vielfältig zurückgab.

Eine schwere Arbeit war der Aehrenschnitt bei den alten Deutschen schon deshalb, weil sie das Getreide mit der Sichel schnitten, und noch dazu auf eine ganz merkwürdige Art. Auf Miniaturen aus dem frühen Mittelalter sieht man die Schnitter bei der Ernte in der rechten Hand die Sichel haltend, während die linke ein Büschel Aehren zusammenfaßt, das nun und zwar fast unmittelbar unter dem Ansatz der Aehren abgeschnitten wurde. Die Stoppeln, die stehen blieben, waren also ziemlich hoch und wurden wahrscheinlich dann noch einmal eigens abgeschnitten, um als Stroh verwendet zu werden.

Lange Jahrhunderte, ja bis ins vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert hinein, folgte man dem Brauch aus Vorvätertagen und schnitt das Getreide mit der Sichel. Sie war aus Bronze, als man noch kein Eisen kannte, und ist überhaupt eines der ältesten Werkzeuge aus der deutschen Vorgeschichte. Frühe Formen der Sichel sind merkwürdigerweise gezahnt, woraus sich schließen läßt, daß die Aehren mehr abgesägt als mit einem kurzen scharfen Schnitt vom Stengel getrennt wurden. Geerntet wurde fast allenthalben im August, dessen ältester und bis zum dreizehnten Jahrhundert gebräuchlicher Name „arnothmanoth" auch darauf hinweist. In Gegenden mit mildem Klima galt und gilt dagegen noch heute der 25. Juli, der uralte Wodanstag, als der segensreichste Tag zum Erntebeginn. Und die Erinnerung an den „Alten", der während der Getreidereife schützend durch die Felder schritt, lebt in zahllosen Erntebräuchen im deutschen Land.

Im achten Jahrhundert brannte man, wenn Unwetter die Ernte zu gefährden drohten, die „Nötfiur", die Notfeuer, die die Luft von allem Bösen reinigten. Die Flammen verzehrten die Opfer, die man dem „Alten" darbrachte, um sich reiche Fruchternte zu sichern. Aber auch noch mehr als tausend Jahre später, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, brannten Notfeuer in den thüringischen Dörfern, so oft sich Hagelwolken am Himmel ballten. Und im dreizehnten Jahrhundert war es, daß die Einwohner einiger ostpreußischer Gaue einem Legaten, den der Papst eigens ins ferne nordische Land gesandt hatte, mit einem feierlichen Eid versprechen mußten, daß sie von nun an vor der Ernte nicht mehr den „Alten" anbeten und ihm opfern würden. Was sie nämlich bisher immer noch getan hatten, obgleich sie längst zum Christentum übergetreten waren.

Auch ein anderes altes Erbgut wurde noch im Mittelalter beibehalten: das gleichzeitige Einbringen der Ernte. Die Ackerarbeit im deutschen Dorf war von allem Anfang an Gemeinschaftsarbeit gewesen, denn der alte Flurzwang verlangte, daß am gleichen Tag gesät und am gleichen Tag geerntet wurde. Wollte einer nicht mittun, so mußte er eine Buße bezahlen, besonders dann, wenn er sein Korn früher geschnitten hatte als die anderen und dabei mit seinem Karren über die noch ungeernteten Felder gefahren war.

Das Schneiden der Brotfrucht war ursprünglich Männerarbeit, denn das Leben des deutschen Mannes war von Urzeiten an so erdgebunden gewesen, daß jeder Germane von Natur aus Bauer war, auch wenn er als freier Mann beim Ackerbau das Schwert an der Seite hängen hatte. Aber bei der leichteren Arbeit beim Körnersammeln und beim Binden der Aehrenbündel taten auch die Frauen mit, und die schlichten und doch so fröhlichen Erntelieder, die uns aus dem Mittelalter erhalten sind, lassen nicht nur erkennen, daß auch damals noch vielfach der alte Brauch der gemeinsamen Dorf-Ernte in Ehren gehalten wurde, sondern auch, daß alle jungen Leute der Dorfschaft daran teilnahmen. Und aus dieser Zeit des Zusammenarbeitens her stammte auch das lustige „Binden" der Ernte. War ein Bursch säumig, so lief ein Mädel auf ihn zu und band seine Arme mit einem kräftigen Strohseil zusammen, von dem er erst dann befreit wurde, wenn er sich durch eine kleine Spende loskaufte.

In ihren letzten Ausläufern haben sich eigentlich die meisten dieser Bräuche, die schon im Mittelalter so zeitfern zurücklagen, bis heute erhalten. Noch bleiben auf vielen Feldern nach der Ernte die kleinen Kornopfer stehen, einst für Wodans Roß bestimmt, dann als Opfer für die bösen Geister oder für die Vögel oder gar für die Mäuse, daß sie den Kornvorrat in der Scheuer nicht angreifen sollten. Noch immer erzählt man den Kindern von der Roggenmuhme, der Kornmutter, die genau so wie einst Frau Frigga leise durchs Feld streicht, die Halme segnend und darauf achtend, daß kein Mensch den dichten Aehrenwald durch seinen schweren Tritt umlegt. Und daß beim Erntetanz der Herr mit der Magd und der Knecht mit der Gutsfrau tanzt, gehört auch zu dem Brauchtum, das aus der Zeit stammt, als die Erntearbeit Gemeinschaftsdienst war, der keinen ausschloß, und jeder den gleichen Anteil hatte an der Arbeit, ob er nun Herr war oder Knecht.

Die Denkmalsschändung

Von Hans Bauer

Den Dichter Christian Sebaldius wird so leicht niemand kennen; er ist der Lokalpoet seines Heimatortes Hinterfelde, der ihn im vorigen Jahrhundert hervorbrachte. Aber wenn auch seine dankbare Vaterstadt ihm, übrigens weit draußen vor dem Nestchen in einer versteckten Waldecke einen Denkstein setzte, so reichte seine Leuchtkraft doch nicht aus, die Herzen seiner Mitbürger auf die Dauer zu erwärmen. Bereits in der Vorkriegszeit, in der diese kleine Geschichte spielt, war er stark in Vergessenheit geraten. Kaum daß, abgesehen von einer besonders interessierten Seite, von der noch die Rede sein wird, ein paar überlebende Verwandte oder die Schullehrer notdürftig Bescheid über die Herzensgüte des Christian Sebaldius wußten.

Eines Tages entdeckte da nun ein zufälliger Spaziergänger, daß das Sebaldius-Monument geschändet worden war. Er gewahrte am Sockel in blutigroter Farbe die Inschrift: „Schmutziger Bube!" Sebaldius ein schmutziger Bube? Schnell machte nun die Nachricht von der Verunstaltung des Sockels die Runde durch Hinterfelde. Der Sebaldius-Waldwinkel, ein unbeachteter und vernachlässigter Landschaftspunkt, wurde besucht wie nie zuvor, und wenige Tage später gab es in Hinterfelde kaum einen Menschen, der sich nicht persönlich von dem Vorhandensein der Schimpfinschrift überzeugt und sich nicht, wenn auch zum ersten Male in seinem Leben, eigenartigen Gedanken über den merkwürdigen Sohn seiner Heimatstadt hingegeben hätte. War es eigentlich recht, bislang an dem Schaffen des so grimmig Befehdeten so teilnahmslos vorübergegangen zu sein?

Eine Woche verging, und als sie vergangen war, beherbergte Hinterfelde einen Mann, der sich vergnügt die Hände rieb. Es war der Buchhändler Härtel, der Verleger des Sebaldius. „Endlich", sagte er zu seinem Weib, „habe ich die unverkäuflich erscheinende Restauflage vom Sebaldius mit einem Schlage an den Mann gebracht." Und leise fügte er hinzu: „Gewiß wird dieser säuselnde Lyriker und Tugendbold mir verzeihen, was ich tat! Die rote Farbe verwittert allmählich. Ihn selbst aber habe ich vor dem völligen Verwittern bewahrt!"

Liebe zwischen Blumenbeeten

Von K. R. Neubert

Wenn er auf seinen Balkon trat, konnte er drüben die Gärtnerei sehen. Dieser Ausblick hatte ihn bewogen, das Zimmer zu mieten. Wie ein Stück Heimat war das Gartenland. Mit seinen Beeten und Glaskästen, mit seinen niedrigen Häusern, ja selbst mit dem Komposthaufen, auf den oft ein buntschillernder Hahn thronte, zauberte es ihm ein Dorfidyll vor. Es war schön, da hinüberzusehen und zu träumen, wenn man aus der lärmenden Stadt kam . . .

Mehr als Gemüsebeete, Obstbäume und in der Sonne schimmernde Glasdächer erregte seine Aufmerksamkeit jedoch die hübsche, junge Tochter des Gärtners, die er oft bei der Arbeit sah. Sie hieß Else. Einmal hörte er, daß sie so gerufen wurde.

„Else!" konnte er zärtlich vor sich hinflüstern, wenn er sie drüben bei der Arbeit sah. Er war richtig in sie verliebt. Niemals hatte er auch nur ein Wort mit ihr gesprochen, selbst ihre Blicke, die mehr als Worte hätten ausdrücken können, waren immer an diese Entfernung gebunden. Aber es sprachen andere Dinge zu ihm. Ihr leichter Gang durch die blühenden Beete, ihre nackten, braunen Arme, die Behutsamkeit ihrer Gebärden, wenn sie sich zu Blumen und Pflanzen neigte, ein Lachen, das zu ihm herüberflog wie Hyazinthenduft, das bunte Kopftuch, das sie manchmal um ihr Haar geschlungen hatte.

Nach Wochen ging er einmal hinüber. Lotte hatte Geburtstag, und er wollte eine Blume für sie kaufen. Im stillen wünschte er, die hübsche Gärtnerstochter würde ihn bedienen, aber es kam gleich ein junger Mann auf ihn zu und fragte nach seinem Begehr. Er wählte lange, ließ sich dieses und jenes zeigen und sah sich immer wieder um, ob sie nicht zu sehen war. Der junge Mann hatte eine Engelsgeduld mit ihm, endlich konnte er ihm einen Topf Tulpen verkaufen, und als Werner mit einem Zwanzigmarkschein zahlte, verschwand der Gehilfe im Haus, um das Geld zu wechseln. In dieser Minute sah er das Mädchen. Sie kam vorüber und nahm eine Gießkanne auf, die in der Nähe stand. Sie grüßte verlegen. Sie schien den Herrn, der immer vom Balkon herübersah, erkannt zu haben. Er spürte für einen Augenblick ihre Nähe wie das beunruhigende Summen einer Hummel. Er sah ihr nach, und wirklich, sie blickte sich noch einmal um, ehe sie hinter den Büschen verschwand. Sekunden hingen ihre Blicke zusammen, dann, im Schutz der Büsche, begann sie auf einmal leise zu singen. Er stand wie verzaubert, und die Stimme hinter den Büschen verstummte, als wäre ihre Begegnung nur ein Traum gewesen, aber da hielt er ja noch den Tulpentopf in der Hand, und jetzt kam auch schon der junge Mann mit dem Wechselgeld aus dem Haus.

Nichts war geschehen. Ein Mädchen war an ihm vorbeigegangen, ein Blick hatte ihn getroffen, eine Stimme ihn berührt. Er lächelte in seiner Verwirrung, die dieses Nichts in ihm angerichtet hatte, und verließ langsam die Gärtnerei.

Ein paar Tage nach dem Geburtstag besuchte er Lotte wieder. Der Blumentopf stand noch auf dem Tischchen, er betrachtete ihn nachdenklich und befühlte die Erde. Sie war trocken. Lotte hatte wieder vergessen, die Blumen zu gießen. Er hatte es schon manchmal mit seinen Blumen bei ihr erlebt, aber jetzt verstimmte es ihn ernstlich. Sie sah es an seinem Gesicht. „Ach ja," fiel ihr ein. Dann vergaß sie es doch wieder, und Werner, ohne etwas zu sagen, besorgte es, bevor er sich verabschiedete. Sie sah ihm etwas spöttisch zu, während ihre Lippen zuckten.

Etwas Fremdes stand zwischen ihnen. Sie konnte sich seine Verärgerung nicht erklären, und er wußte kaum, daß er anders zu ihr war. Immer trug er einen anderen Namen, ein anderes Bild mit sich herum: das Mädchen aus der Gärtnerei. Die Behutsamkeit und Zärtlichkeit, mit der sie den Blumen zugetan war, schien ihm ihr Wesen auszumachen. Es müßte schön sein, sie zur Frau zu haben, dachte er, und wie den Blumen würde sie auch einmal ihren Kindern Behutsamkeit und Zärtlichkeit angedeihen lassen. Er verglich Lotte mit dem Gärtnermädchen, und so winzig der Vorfall mit der nicht gegossenen Blume auch war, es war eine Unterstreichung seiner Gedankengänge. Lottes Lebendigkeit, die ihn früher für sie eingenommen, erschien ihm auf einmal nur innere Unrast zu sein, ihr hübsches Gesicht gemalte Leere. Manches kam hinzu, und er konnte jetzt erschrecken, wenn er daran dachte, daß er Lotte vielleicht geheiratet hätte, wenn er nicht — auf eine geheimnisvolle Weise — andere Maßstäbe gewonnen hätte.

Diese Torheit ging so weit, daß er auf den Gehilfen, der so oft mit dem Mädchen zusammen war, eifersüchtig wurde. Er hatte zum Beispiel das Mädchen im Treibhaus verschwinden sehen, und dann kam der junge Mann, sah sich um und ging auch in das Treibhaus.

„Jetzt sind sie da ganz allein!" dachte Werner. Und er wartete ungeduldig und lächerlich nervös, daß sie wieder hervorkamen.

Im Treibhaus entwickelte sich indessen das Gespräch zwischen den beiden ganz anders, als Werner in seiner Eifersucht vermuten konnte.

„Du bist jetzt so anders zu mir!" sagte der Gehilfe vorwurfsvoll und versuchte sie zu umfassen.

„Nicht!" flüsterte sie. Er spürte ihr Widerstreben und ließ sie los.

„Warum bist du so?" fragte er ärgerlich.

„Ich — weiß — doch nicht!" Sie sagte es recht betrübt. Es sah aus, als ob sie gleich weinen würde. Sie tat ihm wieder leid, und sein Instinkt sagte ihm, daß er Geduld haben müsse.

„Wenn du mich nur gern magst!" meinte er aufatmend, „ich will dir Zeit lassen; weiß nicht, was mit dir los ist, aber du weißt ja, daß die Eltern es gern sähen . . .!"

Sie nickte.

„Na, ja!" sagte er gutmütig und begnügte sich, mit der Hand über ihre Wangen zu streichen. Dann gab er ihr den Weg frei.

Als sie draußen stand, sah sie den Herrn drüben auf dem Balkon. Er sah mit etwas strengem Gesicht herüber. Da lächelte sie zu ihm herauf; wie eine Entspannung war es nach der Szene im Gewächshaus, sie lächelte, ohne sich zu verstellen, ohne sich eine Beschränkung aufzulegen. Er stand unbeweglich. Konnte er nicht einmal winken? Verwirrt und ihr Lächeln schon bereuend, beugte sie sich zu ihrer Arbeit am Beet nieder.

„Warum war ich vorhin so häßlich zu Paul?" dachte sie. „Ich muß es wieder gutmachen." Und dabei schielte sie wieder zum Balkon hin. Der Herr drehte sich plötzlich um und trat ins Zimmer zurück. „Ach!" entfuhr es ihr. Sie war enttäuscht. Böse wurde sie auf den Herrn. Tag und Nacht mußte sie an ihn denken, und er stand immer nur da auf dem Balkon und sah sie an, mit dem schönen, ernsten Gesicht, das ihr erschien, wenn Paul sie im Treibhaus küssen wollte. Er machte sich vielleicht nur lustig über sie. Er sah sie vielleicht gar nicht, er sah alles andere, die Blumen und Gewächshäuser, nur nicht sie. Nur nicht ihr Lächeln, ihr Warten, ihre Traurigkeit. Sie richtete sich auf, und einen Augenblick zögerte sie noch, ein trotziges Lächeln ließ ihre Lippen zittern, dann ging sie in das Treibhaus, wo Paul immer noch arbeitete. Langsam kam sie zu ihm. Er sah erstaunt auf. Dann wischte er sich die Hände an seiner Schürze ab, während sein Gesicht zu strahlen begann. „Du!" sagte er, von Herzen froh, und griff nach ihr, „bekomme ich jetzt einen Kuß?" Sie schloß die Augen, als er sie küßte.

So sah sie der Herr. Er hatte es nicht mehr auf dem Balkon ausgehalten und war in die Gärtnerei gekommen. Er wollte jetzt Gewißheit haben. Er wollte sie jetzt fragen, sich mit ihr verabreden. Vielleicht war es nur dumme Einbildung von ihm, das mit dem jungen Mann. Wie sie vorhin zu ihm hinaufgelächelt hatte! Lächelt man so zu einem Mann, wenn man eben einen anderen in einem verschwiegenen Gewächshaus geküßt hatte?

Er suchte sie im Garten, er ging einfach da entlang, als gehöre er zum Betrieb, er kam an das Gewächshaus und sah das Mädchen in den Armen des Gehilfen.

Er wollte sich erschrocken zurückziehen, aber die beiden waren, ebenso erschrocken, schon auseinandergefahren.

„Verzeihung!" stammelte Werner.

Das Mädchen lief mit knallroten Wangen davon, in irgendeine Ecke, wo es zu weinen begann. Der Gehilfe kam verlegen lächelnd auf Werner zu: „Was wünschen Sie?"

Werner, noch nicht ganz gefaßt, „wünschte" eine Blume. Heute dauerte es nicht lange, er hatte auch passendes Geld und ging mit seinem Blumentopf rasch davon . . .

Die Blume schenkte er seiner Wirtin. Um so erstaunter war sie, als er zum nächsten Termin das Zimmer kündigte. Der Ausblick auf die Gärtnerei schien ihm gar nicht mehr zu gefallen.

Der standhafte Stadtsoldat

Traugott Butterweck, der Stadtsoldat, lehnte an der halbverfallenen Mauer des alten Festungswalles und fror. Das Leben gefiel ihm nicht mehr. Ja, damals, Anno 1814, als er mit seinem Herzog im großen Heer der Verbündeten bis nach Paris gezogen war, da war es noch eine Lust, Soldat zu sein. Aber dann, als er mählich steif und grau geworden war und die kleine Stadt ihn als Stadtsoldaten in ihre Dienste nahm, da wurde es langweiliger und eintöniger von Jahr zu Jahr.

Und nun stand der alte Soldat auf der Mauer der Stadt und wachte — wo es nichts zu bewachen gab. Denn es war Friede im Land. Aber die Stadtväter hielten an der alten Festungssitte fest und ließen Nacht für Nacht ein Dutzend alter Soldaten auf den morschen Wällen Wache stehen.

Es war eine bitterkalte Winternacht, und Butterweck fror in seinem dünnen Mantel. Er zog ein Fläschchen aus der Tasche und nahm einen langen Schluck. Ho! Wie das wärmte! Nur ein wenig müde wurde man davon . . .

Der Stadtsoldat setzte sich auf die Lafette einer alten Kanone und stützte sich auf seine Muskete. Nicht lange, da war er eingenickt.

So fand ihn der Sergeant, der den Oberbefehl über die Stadtsoldaten führte, als er die Wachen inspizierte. Und am nächsten Morgen wurde der Stadtsoldat Traugott Butterweck vor den Rat der Stadt geführt und angeklagt, auf Wache geschlafen zu haben.

Die Herren vom Rat schüttelten bedenklich die Köpfe über dies fluchwürdige Vergehen. Nach dem Verhör und dem Geständnis des Angeklagten wurde Traugott Butterweck abgeführt und in das Stadtgefängnis gebracht. Er war sehr zufrieden damit, denn sein müder Körper sehnte sich nach einigen Nächten des Schlafes.

Die Stadtväter aber schlugen indes die Bücher der Stadtgerichtsbarkeit nach und wälzten Akten, daß der Staub gewaltig aufflog. Und sie fanden, was sie gesucht, nämlich, welche Strafe über den eingeschlafenen Stadtsoldaten zu verhängen sei. Rechtsgültig war noch immer jene Verfügung, die im 16. Jahrhundert von dem Festungskommandanten erlassen worden war: „Jedweder Soldat, der beim Wachen auf den Wällen sich des Einschlafens erdreistet, soll mit dem Tode durch den Strang bestraft werden."

Nun war aber vor zehn Jahren schon ein ähnlicher Fall eingetreten, und die Räte der Stadt hatten sich damals darauf besonnen, daß man in einem Zeitalter der Humanität lebe, und so war die alte Verfügung mit folgendem Zusatz versehen worden: „Die an sich verdiente Todesstrafe kann in eine Geldstrafe umgewandelt werden, durch welche sich der Schuldige sein Leben erkauft."

So erschien nach drei Tagen in der Zelle des Arrestanten Traugott Butterweck der städtische Gerichtsdiener und las dem Stadtsoldaten die hohe Verfügung des Rates vor, wonach Butterweck von Rechts wegen zum Tode durch den Strang verurteilt sei, sich jedoch durch ein Bußgeld von drei Talern hiervon loskaufen könne. Dies, so wurde hinzugefügt, sei eine außerordentliche Gnade, die der Rat dem Stadtsoldaten in Ansehung seiner bisherigen Dienste und seines Alters erweise.

Traugott Butterweck hörte der Verlesung des Urteils aufmerksam zu und dachte ein Weilchen nach. Dann sprach er: „Da ich nach dem guten Recht dieser Stadt zum Tode verurteilt bin und auch nicht drei Taler zur Zahlung des Bußgeldes besitze, so bitte ich den hohen Rat, das Todesurteil vollstrecken zu lassen." Sprach's, drehte sich auf die andere Seite und schlief wohlgemut weiter.

Die Herren vom Rat aber gerieten in arge Verwirrung ob dieses seltsamen und gänzlich unerwarteten Entschlusses des Stadtsoldaten. Es wurden mehrere Sitzungen abgehalten, in denen der Fall sorgsam erwogen wurde. Da es aber nicht angängig war, den Stadtsoldaten nach seinem Wunsche zu bestrafen, erstens weil man im Zeitalter der Humanität lebte, und zweitens, weil man weder einen Henker noch einen Galgen besaß, so wurde schließlich dem Arrestanten eröffnet, daß er das Bußgeld innerhalb von drei Jahren in kleinen Raten von seinem Sold abzahlen könne. Doch der Stadtsoldat blieb standhaft und verlangte sein gutes Recht, nämlich den Tod durch den Strang. Die Stadtväter wußten nicht mehr aus noch ein, und der Bürgermeister selbst begab sich ins Gefängnis und redete dem alten Soldaten gut zu, daß er sich mit der Entscheidung des Rates einverstanden erklären sollte. Aber Traugott Butterweck beharrte bei seinem Entschluß und sprach: „Herr Bürgermeister, ich habe vierzig Jahre lang Soldatendienst getan und bin alt und müde geworden. Ich will endlich Ruhe haben, und da Ihr es vor einem Jahr abgelehnt habt, mich aus meinem Dienst zu entlassen und mir ein kleines Ruhegeld zu zahlen, so wird mir nun der Tod endlich Ruhe geben. Ich fordere also mein Recht von Euch und will, daß das rechtmäßige Urteil endlich vollzogen werde."

Mit diesem Bescheid kam der Bürgermeister wieder zum Rat. Weil nun aber die Frist beinahe verstrichen war, in welcher der Verurteilte nach seinem Wunsche hingerichtet werden mußte, galt es, einen schnellen Ausweg zu finden. Der Rat beschloß darum, den Stadtsoldaten unter Gewährung einer Pension aus dem Dienst zu entlassen und gleichzeitig das Urteil gegen ihn aufzuheben. Man sandte einen Ratsherrn zu ihm und ließ ihn fragen, ob er unter diesen Umständen gewillt sei, auf die Vollstreckung der Todesstrafe zu verzichten.

Diesmal zeigte sich Traugott Butterweck gnädig und erklärte sich mit der Aufhebung des Todesurteils einverstanden. Er lebte noch zwanzig Jahre in seiner wohlverdienten Ruhe und genoß während dieser Zeit das Ansehen eines standhaften und tapferen Soldaten.

O. G. Foerster

Aufenthalt auf der Reise

Vierzig Minuten hält der Zug.

Und diesen Bahnhof hier, den kenne ich. Vor wieviel Jahren war das — da kam ich hier jeden Morgen um sieben Uhr acht Minuten an, eine Schulmappe unterm Arm und eine rote Mütze auf dem Kopfe, etwas schräg rechtsüber saß die Mütze, etwas frech, und ich glaube, ich fühlte es heute noch, ob sie richtig auf dem Kopfe sitzt oder einen Grad zu musterhaft — Gymnasiast: wie das heute klingt, wenn mans nachschmeckt!

Jede Ecke dieses Bahnhofs kenne ich und den Geruch der Bäume, ich weiß, daß da hinten eine Trinkwasserfontaine ist, an der ein Becher traurig und verbeult herunterhängt.

Ich will mir die Stadt ansehen.

Ich gehe durch die Sperre und bin schon am Ausgang, da drehe ich mich noch einmal um, ich sah da ein Gesicht, und jetzt erst, eine Sekunde nachher, weiß ich dieses Gesicht wieder. Derselbe Mann, der damals hier die Karten knipste, jeden Tag, der knipst sie noch. Mit einer großen Gleichgültigkeit, lässig und ohne aufzusehen. Pflicht — er knipst.

Damals und heute noch.

Als wären soviel Jahre gar nichts.

Ich war solange Zeit nicht hier — ging das Leben hier nicht weiter, standen hier die Uhren still?

Solange Zeit. Ich war inzwischen anderswo auf der Landkarte, nicht eben weit, aber doch woanders, ich lebte in anderen Städten, „arbeitete", lernte, las und sah mich um und tat und werkte und überredete manchmal fremde Damen, zu mir Du zu sagen, und hatte überhaupt zu tun.

Und während ich so zu tun hatte, eine ungeheuer lange Zeit, stand hier der Mann und knipste. Knipste jeden ewigen Tag. Und heute bin ich aufgewacht und reibe mir die Augen: Ach so, hier bin ich —! Als hätte ich alles nur geträumt.

Oder träumten die Leute hier?

Dann gehe ich in die Stadt.

Ich stehe vor einem graugelben Schulgebäude. Am Gitter, das den Schulhof vom Leben trennt, stehe ich und gebe mir große Mühe: ich möchte irgend etwas fühlen, wenn ich mich hier umsehe, meinetwegen einen stumpfen Widerwillen, wenn es nichts anderes gibt — ich kenne alles wieder, die Treppe, die wir immer in drei Sätzen nehmen, den Eingang, die Inschrift darüber: Non scholae sed vitae discimus — a ja!, hier vorn die Bäume auf einer steinern eingefaßten Erhöhung — aber nichts klingt an, alles ist leer. War denn da nichts?

Da klingelt es zur Pause.

Der Schulhof füllt sich. Ich stehe fremd am Gitter und kenne keinen, wann war ich hier? Vor sechs, acht, zehn — — ach was, dreihundert Jahre sind es her, so weit ist das.

Der Lärm einer Schulpause ist immer noch so, ich habe noch diesen Lärm im Ohr. Aber auch Geräusche fassen mich nicht an, ich höre alles, ich kenne es, aber ich spüre nichts. Gar nichts.

Man müßte vielleicht den Geruch eines Klassenzimmers um sich haben, mit etwas Kreidestaub — so. Vielleicht spürte man dann etwas.

In einer Ecke des Schulhofes stehen Schüler und mühen sich um eine Uebersetzung. Horazische Oden — so etwas könnte es sein. Und etwas abseits von ihnen steht einer, ich will mit jedem eine Wette eingehen, das ist der Klassenprimus. Sie wollen ihn heranhaben, er soll vorübersetzen, soll helfen. Aber er macht eine ungeschickte abwehrende Bewegung und sagt etwas. Und ich weiß genau, was er sagt. Er sagt: „Ich habe nichts getan für heute, ich kann nicht."

Er kann schon, der Gute, er hat gewaltig gepaukt zu Hause, aber helfen will er nicht. Aus bloßer mieser Streberei nicht.

Es klingelt wieder, die Pause ist zu Ende. Und plötzlich hat das Gewimmel auf dem Schulhof eine Richtung: die Tür. Langsam schluckt das Gebäude den Lärm — —

Die Stunde fängt gleich an.

Geschichtsunterricht.

Ich bin ganz und gar unvorbereitet.

Angst, lauter Angst: Komme ich heute dran?

Da höre ich eine Stimme, eine ganz ruhige Stimme: „Wollen Sie uns also mal vortragen!" Und jemand sieht mich an. Ich stehe auf, ich sage nichts, kein Wort. Eine frostige Ruhe. Endlos.

Die Stimme sagt: „Also—?"

Ich sage noch immer nichts. Die Stimme war weit weg, jetzt kommt sie wieder: „Sie wollten uns doch vortragen — also, bitte!"

Bleierne Luft, lieber Gott, nimmt das nie ein Ende und warum gibt es das alles?

Es soll ein Ende haben. Gleichgültig, wie. Es ist alles egal, schnurzegal ist es. Ich sage: „Ich bin heute nicht vorbereitet — —" Ich habe die Stille gewaltsam abgeschnitten, was kommt nun?

Nichts kommt. Mich kann keiner mehr etwas fragen, ich brauche nicht mehr zu antworten, nie mehr, es ist ja alles längst vorbei, man träumt nur manchmal noch davon, mich fragen sie nicht mehr, ich stehe hier am Gitter — dreihundert Jahre sind es her.

Der Schulhof ist leer. Kahl wie nach einem Heuschreckensturm. Ich gehe und habe es eilig. Die vierzig Minuten Aufenthalt sind bald um.

Noch einmal knipst mir der Mann die Karte. Wie damals.

Und der Zug läuft ein, ich fahre weg.

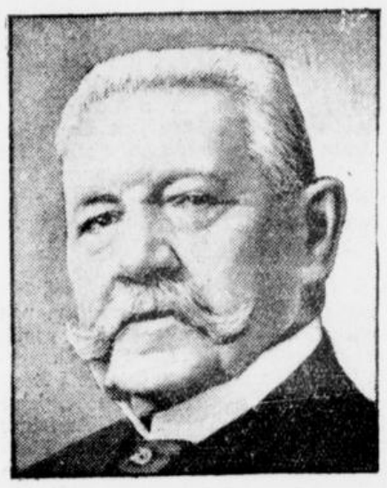
Christian Bock

KUNST UND LEBEN

Erlebnisse mit Hindenburg

Zum Todestage des Reichspräsidenten am 2. August 1934

Erzählt von Generalleutnant a. D. Mand



Kürzlich kam in unserm Kameradenkreis die Rede auf unseren verblichenen Reichspräsidenten. Jeder trug sein Scherflein bei. Ich erzählte folgendes Selbsterlebnis:

Wir hatten am Ende unserer Schießübung in Jüterbog Besichtigung im Abteilungsschießen, zu dem der Kommandierende General des 4. Armeekops, Hindenburg, sein Erscheinen zugesagt hatte.

Die Abteilung steht auf der Straße in Versammlung, die Spitze mit dem Abteilungsstab und den Batteriechefs an einer Bahnunterführung. Wir waren in eifrigem Gespräch, als unser Major M., dessen erste Besichtigung als Abteilungskommandeur vor sich gehen sollte, plötzlich „An die Pferde!" kommandierte. Ehe uns ganz klar war, wozu dies Kommando erfolgte, kam Hindenburg, bis dahin unsichtbar, mit seinem Adjutanten um den Eckpfeiler der Unterführung geritten. Unser Major ging sofort auf ihn zu und meldete die Abteilung.

Hindenburg dankte für die Meldung. „Aber noch eins, lieber M.: Es ist nicht nötig, daß Sie hieru vor der Meldung „An die Pferde!" kommandieren. Nach der Felddienstordnung ist das hier, wie im Manöver, nicht notwendig; das stört nur die Truppe!"

Die Besichtigung verlief glänzend, so daß der Major das uneingeschränkte Lob unseres „Kommandierenden" einstecken konnte. Beim darauffolgenden Frühstück im Kasino, wo sich Hindenburg seiner Gewohnheit gemäß bei einer Zigarre und einer Flasche Bier unter die Hauptleute und Leutnants setzte, kam der Major zu Hindenburg: „Darf ich noch etwas richtigstellen, Ew. Exzellenz?"

„Schießen Sie nur los, lieber M.!"

„Ich habe heute früh nicht für Ew. Exzellenz „An die Pferde!" kommandiert!"

„Wozu denn?"

„Kurz, bevor Ew. Exzellenz auftauchten, kam ein Güterzug, mit Rindvieh beladen, oben über die Bahn, und da haben wir alten Artilleristen, besonders vor Besichtigungen, den Aberglauben, wir müßten „ihnen" melden, sonst . . ."

„Na ja", fiel da Hindenburg lachend ein, „ich verstehe schon, lieber M.: Ihr Artilleristen müßt eben jedem Ochsen melden!"

*

Ich füge noch eine persönliche Erinnerung des Oberstleutnants von Dr. hinzu, die er im Mitteilungsblatt der Vereine des alten 3. Garde-Artillerie-Regiments erzählt:

„Ich lag mit dem Regiment auf dem Truppenübungsplatz Bohburg zur Schießübung und wurde eines Tages zu einer Bataillonsbesichtigung eines dort übenden Infanterie-Regiments des IV. Armee-Korps kommandiert. Die Kritik, die dieser folgte, ist mir in lebhafter Erinnerung geblieben. Hatte mir schon die absolute Ruhe imponiert, mit der der damalige Kommandierende General der Uebung gefolgt war, so war ich restlos begeistert, als Hindenburg den Major, der besichtigt wurde, durch seine Schlußworte rettete. Von allen Vorgesetzten wurde der Bataillonskommandeur scharf angefaßt, auch sein Divisionskommandeur, General v. Bernhardi, tadelte in scharfer Form seine Taktik.

„Nun sagen Sie mal, Herr Major, wie sind Sie zu Ihrer originellen Lösung gekommen?" Der Herr, der die Nerven nicht verloren hatte, setzte frisch und munter seine Gründe auseinander. Als er geendet hatte, sagte Hindenburg: „Sehen Sie, Exzellenz, es führen viele Wege nach Rom; man hätte es ja auch so machen können!"

Ein Frontdichter hat das Wort:

Heldentum und Heroismus

Von Franz Schauwecker

Den Worten „Heldentum" und „Heroismus" haftet etwas an, das im Laufe der Zeit vielfach den Charakter des Unbestimmten und in seiner allgemeinen Anwendbarkeit mitunter etwas Übertriebenes bekommen hat. Nach dem Kriege, in dem „Heldentum" in bisher beispiellos vollendeter Art am Werke war, setzte in der ganzen Welt eine gewisse Auswertung dieses Begriffs ein, der ein wunderbares und in seiner weithin sichtbaren Gestalt nur selten in die Wirklichkeit zu übersetzendes Gebilde — eine Haltung des vorbildlichen Menschen ist.

Es kann sein, daß inzwischen das Wort „Heroismus" manches von seinem Eigenleben eingebüßt hat, ohne daß etwa der Inhalt darunter litt. Aber das mangelnde Gefühl der Unantastbarkeit einer Sprache als eines atmenden Ausdruckes der Seele für den Kern dessen, das durch die Sprache lebendig dargestellt wird, hat neben vielen anderen bedeutenden Worten auch diesem geschadet.

„Heroismus" — das klingt heute nicht selten maßlos. Es scheint übertriebene Forderungen zu stellen. Es stellt sogar Forderungen, die außerhalb des richtigen Verhältnisses zur gegebenen Wirklichkeit stehen. Man sieht dabei der Vergangenheit ein zu wenig tief in die verloschenen Augen und verläßt sich etwas zu sehr auf die ungeborenen Kinder von übermorgen. Der Raum der Gegenwart zwischen Einst und Künftig ist Niemandsland.

Das Niemandsland ist die Grenze der Zeitalter. Von ihm ist nichts weiter auszusagen, als daß es bereit ist, jeden Samen, der darein fallen könnte, auszutilgen, außer dem, der sich darin trotzdem anhält. Das muß man abwarten. Man kann in dieser Beziehung nicht mehr tun als die Körner, aus denen einmal etwas werden soll, hineinwerfen.

Trotzdem wäre es schade um das Wort „Held". Nicht aus Romantik, denn es geht uns nichts weniger an als Romantik, wenn Männer sich auch in den Dynamosälen der Elektrizitätswerke aufhalten und dort ihr hoch unter der Decke schwingendes Lied singen oder im Blick über die Kühlerhaube und im Gehör des Motorensurrens den Mann am Volant sein romantisches Gefühl einen Rausch von Macht über Zeit und Raum verleihen mag. Dieses Gefühl ist jedem gern gegönnt. Aber es ist eine Privatangelegenheit.

Gegenüber solchen allgemein verbreiteten und damit ziemlich entwerteten Gefühlen bedürfen wir dringend eines Ordnungsrufes, der an das Licht der Verkehrsampeln erinnert. Gefühlsübersteigungen sind ein wunderbares Rattenfängermittel, uns von den Wogen der Wirklichkeit und Gegenwart in die Bezirke der Vergangenheit oder der wunschgeträumten Zukunft zu entführen.

Da der Heroismus keine alltägliche Angelegenheit ist, erscheint es dringend nötig, sich einmal im Alltag nach seinen Möglichkeiten umzusehen. Und da trifft man auf die Tatsache, daß der Held in seiner durch den Dreck ohne besonderen Dank und Lohn hindurchstrahlenden Herrlichkeit nur in den Zeiten der letzten Entscheidung, wie zum Beispiel: im Kriege, der eine außenpolitische Angelegenheit ist, vorhanden sein kann, daß es diese Erscheinung aber im Nichtkrieg, der nach innen geht, nicht geben kann.

Hier aber beginnt der Unterschied nicht der Sache, aber des Wortes, das, wie gesagt, ein eigenes Leben besitzt und es in diesem Fall als „Held" unerwünscht empfindet, von den flandrischen Feldern sich plötzlich auf den Asphalt versetzt zu sehen.

Helden und Feiglinge gab es vor Verdun und meinetwegen auch in Abessinien. Aber in den Wohnräumen der Großstädte und ackerbautreibenden Dörfern gibt es in dieser Beziehung nur anständige und unanständige Menschen.

Und da muß allerdings gesagt werden, daß es schwer war, ist und sein wird, unter den gegebenen Verhältnissen eines Nichtkrieges, der nur äußerst selten ein „Frieden" ist, ein in jeder Beziehung anständiger Mensch zu sein und zu bleiben. Hier wird „Heroismus" zur Anständigkeit.

In dem Augenblick, in dem diese notwendig werdende Anerkennung eines seelischen Tatbestandes vorgenommen wird, ändern sich die Aus- und Anblicke erheblich, und es besteht die Möglichkeit, daß „Held" und anständiger Mensch nicht immer mehr identisch sind, weil sie von verschiedenen Voraussetzungen ausgehen und im allgemeinen also ganz verschiedene Dinge zu tun haben.

Man kann ein wundervoller Stoßtruppmann sein und im Leben der Heimat völlig versagen, und man kann ein wirklich anständiger Angestellter sein und an der Front im Trommelfeuer sich so benehmen, daß es das beste ist, nach Hause geschickt zu werden.

Es ist also nicht gesagt, daß der im Büro anständige Mensch nun an der Front ein „Held" sei, und es ist auch nicht gesagt, daß der wirkliche Held der Front sich nach der Rückkehr immer anständig benehmen müsse. Beides braucht nicht einunddasselbe zu sein. Es ist nicht unbedingt notwendig, es ist zuweilen sogar unvereinbar.

Damit ist nicht gesagt, daß dies wünschenswert sei, es ist sogar durchaus nicht wünschenswert, aber das Leben pflegt sich um unsere Wünsche nicht zu kümmern, und das ist immerhin eine bemerkenswerte Tatsache.

Wenn es uns wie einem Kinde aber einmal vergönnt ist, einen Wunsch zu äußern, so ist es der Wunsch: möge dies beides Heroismus und Anständigkeit, hier wie dort, auf dem Asphalt und in der zerschlagenen Erde zu einem einheitlichen Gebilde zusammenwachsen, von dem wir des unbeirrbaren Glaubens sind, daß ihm die Zukunft und die Herrschaft im Leben eines Volkes gehören werden.

Konrad Duden

Zur 25. Wiederkehr seines Todestages

Vor 25 Jahren, am 1. August 1911, starb der Geh. Regierungsrat Dr. Konrad Duden, Ritter zahlreicher Orden, im Alter vor 83 Jahren in Sonneberg bei Wiesbaden. Sein Name ist schon zu einem Begriff geworden, und es ist deshalb gut, ihn einmal seines unpersönlichen Klanges zu entkleiden und sich des Menschen zu erinnern, der hinter dem großen Werk, der Vereinheitlichung unserer deutschen Rechtschreibung, steht.

Die Vorfahren Konrad Dudens waren zumeist Bürgermeister, Quästoren und Schöffen in Wesel oder Werder a. d. Ruhr. Sein Vater, der Landwirt war, besaß das Gut Bossigt bei Wesel, wo Konrad Duden am 3. 1. 1829 geboren wird. Dort verlebt er auch bis zum bestandenen Abiturientenexamen im Jahre 1846 seine Jugend. Unmittelbar anschließend studiert er dann in Bonn Philologie und Geschichte. 1848 erhält er eine Stellung als Erzieher bei dem Senator Souchay in Frankfurt a. M. In dem Hause dieser alten Patrizierfamilie von großer Tradition und persönlicher Kultur bieten sich dem jungen Studenten vielfältige geistige Anregungen, zumal er das Glück hat, die Familie auch auf Reisen nach England und in die französische Schweiz begleiten zu dürfen.

Im Jahre 1854 besteht Konrad Duden sein Staatsexamen und verläßt Frankfurt, um sein Probejahr am Soester Gymnasium abzulegen. Im Hinblick auf das Lebenswerk Dudens entbehrt es nicht des Humors, wenn wir in seinem Examensprotokoll folgendes lesen: „Er wird in didaktischer Beziehung darauf zu achten haben, daß durch seine ästhetische Auffassung der streng grammatikalische Gesichtspunkt nicht beeinträchtigt werde ... Er würde aber noch manche Lücken in der deutschen Literaturgeschichte und Grammatik auszufüllen haben, wenn er den deutschen Unterricht für alle Klassen übernehmen sollte."

Nun, in der deutschen Sprache und Grammatik hat Duden jedenfalls mehr geleistet als seine Zensoren!

Nachdem er die erste Hälfte seines Probejahres mit Erfolg bestanden hat, wird ihm die zweite erlassen. Es bietet sich ihm die Gelegenheit, im Herbst des gleichen Jahres in Genua eine Erzieherstelle anzunehmen. Er benützt diese Zeit zu eingehenden Studien der antiken Kultur und gleichzeitig dringt er mit offenem Sinn in die Besonderheiten des fremden Landes ein. So verdankt er diesen Jahren, in denen er auch seine spätere Frau, die Tochter des deutschen Konsuls Jacob in Messina kennenlernt, vielfältige und entscheidende Anregungen. Ostern 1859 kehrt er nach Soest zurück, wo er zehn Jahre lang, zuletzt als Prorektor, wirkt. 1869 erhält er die Direktorenstelle am Städtischen Gymnasium in Schleiz, bis er 1876 mit der Leitung der Klosterschule in Hersfeld betraut wird. Dies sollte nun der Ort seines ausgeprägtesten Wirkens werden. So oft man ihn später an größere Schulen in Frankfurt, Kassel usw. berufen wollte, stets lehnte er ab und blieb Hersfeld bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1905 treu.

Noch heute gedenkt man in Hersfeld in Dankbarkeit seiner, nicht nur als des umsichtigen und erfolgreichen Leiters der Schule, sondern auch als des tätigen Bürgers der Stadt. Er stellte seine Fähigkeiten zum Nutzen aller in den Dienst der Gemeinschaft, und daß ihm auch hierin Erfolge beschieden waren, zeigte die große Abschiedsfeier, die ihm die gesamte Hersfelder Bürgerschaft bereitete. Sie war eine bislang kaum gekannte Kundgebung dankbarer Anhänglichkeit.

Seine überaus erfolgreiche Laufbahn verdankt Konrad Duden seinen großen pädagogischen Fähigkeiten. Dudens Lehrweise stach erheblich von der damals noch allgemein verbreiteten „Paukerei" ab. Er wußte den Unterricht ungewöhnlich lebendig zu gestalten und regte so die Schüler zur selbständigen Mitarbeit an. Seine feine und umfassende Bildung und die ungemein starke geistige Regsamkeit waren wesensbestimmende und hervorstechende Eigenschaften Dudens. Ihnen verdankt er sicher zum guten Teil die große persönliche Autorität, die er allenthalben genoß, ohne eigentlich streng zu sein; obgleich er natürlich auch da, wo es not tat, hart durchgreifen konnte und durchgriff.

Auch den Wert des Sportes und gemeinsamer Schulwanderungen hatte Duden bereits zu einer Zeit erkannt, in der man sonst noch wenig darauf achtete. Er räumte deshalb auch schon damals allem, was der körperlichen Ertüchtigung der Schüler diente, breiten Raum ein. Wie tief sein Verständnis für jugendliche Lebensfreude war, zeigt am besten ein kleines Beispiel: Im Winter benutzten die Schüler gern die Pausen zu großen Schneeballschlachten. Schnell waren zwei Parteien aufgestellt, und es galt, den Gegner hinter eine bestimmte Linie zu treiben. Wenn nun die kurze Zeit der Pause nicht ausreichte, um eine endgültige Entscheidung zu erzwingen, geschah es denn gelegentlich, daß der Direktor Duden, wenn er gerade zusah, die Anweisung gab, die Pause sei bis zum Sieg einer der beiden Parteien zu verlängern. Kein Wunder, daß ein solcher Direktor bei seinen Schülern sich großer Beliebtheit erfreute, zumal ja noch dazu kam, daß seine geradezu sprichwörtliche Gerechtigkeit die Strafen, die hier und da notwendig wurden, von dem Beigeschmack feindlicher Willkür einer höheren Macht entkleidete.

Hauptunterrichtsfächer Dudens waren das Griechische und Französische; dabei beschränkte er sich aber nicht etwa auf den Stoff und das vorgeschriebene Pensum. Sein Unterricht war ihm vielmehr gleichzeitig Anlaß, feinsinnig und tiefgründig auf die antike Kultur einzugehen und auf die Schönheiten und verschiedenartigsten Reize und Schwierigkeiten der deutschen Muttersprache hinzuweisen. So gestaltete er seine Unterrichtsstunden zu einem Quell steter Anregungen für seine Schüler, was sich im Verein mit seinem psychologischen Verständnis und dem allgemeinen pädagogischen Geschick als bleibender Wert für die von ihm gebildeten Menschen erwies. Sein Wahlspruch, den er bei seiner Hersfelder Antrittsrede aussprach, hieß: „In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas." Diesem Wahlspruch ist er stets treu geblieben, und seine Schüler haben es ihm gedankt.

Neben diesen rein schulischen Dingen hatte sich Duden von jeher in ganz besonderem Maße mit der deutschen Sprache beschäftigt. Nicht so sehr philosophische Neigungen waren es, die ihn dazu bewogen, sondern in erster Linie seine Begeisterung und Freude über die deutsche Einigung von 1871, deren treuer und, wenn es sein mußte, kämpferischer Anhänger er aus innerster Ueberzeugung war. Vieles an dieser Einigung war noch von mehr äußerlicher Art; zu seinem Teile das in den großen Umrissen neu Geschaffene zu vertiefen und zu verbessern, war Konrad Duden eine Lebensaufgabe.

Um nur ein Beispiel zu nennen: es galten damals nicht nur für die einzelnen deutschen Länder verschiedene Rechtschreibungen, sondern häufig wurde auch in der Schule eine andere Orthographie gelehrt, als sie dann im kaufmännischen und staatlichen Leben gefordert wurde. Diesem üblen Mißstand abzuhelfen, hatte Duden bereits im Jahre 1872 ein kleines Werk über die deutsche Rechtschreibung veröffentlicht, dem noch im gleichen Jahre ein weiteres folgte. Dadurch bekannt geworden, wurde er bei der ersten „Orthographischen Konferenz" von 1876, die vom Preußischen Unterrichtsminister Falk einberufen wurde, hinzugezogen. Im Gegensatz zu den vielfältigen Plänen, die die Vereinfachung der Rechtschreibung nach dem Grundsatz „schreib, wie du sprichst" forderte, trat Konrad Duden für maßvolle, aber sinngemäße Reformvorschläge ein, die in allen deutschsprachigen Bezirken Anwendung finden könnten. Denn der Grundsatz „schreib, wie du sprichst" läßt sich trotz vielfacher Angleichung wegen der dialektischen Färbung der Sprache in den einzelnen deutschen Gauen sinngemäß und einheitlich nicht durchführen.

Aus den Anregungen dieser Konferenz entstand zunächst das „Orthographische Wörterbuch", das überall große Beachtung fand. Duden ließ es jedoch nicht mit diesem Beginn genügen, sondern arbeitete ständig weiter an der Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung. So konnte er bei der entscheidenden orthographischen Konferenz in Berlin im Jahre 1901 einen Plan vorlegen, der in allen wesentlichen Teilen angenommen wurde. Damit war das große Ziel erreicht: Deutschland hatte seine einheitliche Rechtschreibung; ja sogar mehr noch, es schlossen sich die Buchdrucker- und Korrektorenvereine Oesterreichs und der Schweiz an, so daß es endlich dazu kam, wenigstens in großen Zügen dem stärksten Bindeglied aller Deutschen untereinander, der Muttersprache, eine einheitliche Form zu sichern. Wie wichtig und zukunftsstark diese Tat war, zeigt, daß „Der Große Duden", dessen Beginn jenes orthographische Wörterbuch war, auch heute noch und vielleicht gerade heute stärker denn je, seine große Aufgabe in einzigartiger Weise erfüllt, der Inbegriff zu sein nieversagender Hilfe in allen Fragen der deutschen Sprache.

Ch. v. T.

Merkwürdige Welt

Das Leben schreibt die seltsamsten Geschichten

Der verlorene Sohn Der englische Schriftsteller S. Mackender schrieb vor zwei Jahren ein Drama „Der verlorene Sohn", das er im Selbstverlag erscheinen ließ. Die Bühnen lehnten das Werk ab, weil ihnen die Handlung zu unwahrscheinlich und lebensfremd erschien. Die Hauptperson des Stückes war ein junger Mann, der sich in den Mooren von Derbyshire verirrt und schließlich in verstörtem und verwahrlostem Zustand aufgefunden wird.

Dieses Drama, das wegen seiner phantastischen Lebensfremdheit von den Theatern abgelehnt wurde, ist nun vom Leben selbst beinahe Szene für Szene in einer geradezu unheimlichen Weise nachgespielt worden, so daß man versucht ist, an Hellseherei zu glauben. Vor einigen Wochen verschwand plötzlich der Sohn des Schriftstellers Mackender aus dem King-Alfreds-Training-College, wo er seinen Studien obliegt. Er irrte seitdem in den endlosen Mooren von Derbyshire umher und ist nun genau in dem gleichen Zustand angetroffen worden, den sein Vater zwei Jahre vorher in seinem Drama beschrieb.

Der 19jährige Jüngling war bisher ein lebensfroher Mensch, der wenig Verständnis für die tragischen und etwas abseitigen Dichtungen seines Vaters aufbrachte. Sein Vater suchte mit freiwilligen Helfern und Polizeihunden tagelang die Sümpfe von Derbyshire ab. Als sie den Vermißten endlich fanden, hockte er auf einem Baumstumpf vor einer verlassenen Hütte. Er starrte geistesabwesend vor sich hin und wurde mit allen Zeichen geistiger Zerrüttung in ein Krankenhaus gebracht. Erst nach Tagen gewann er sein Gedächtnis wieder, doch vermochte er keine Auskunft darüber zu geben, was ihn in die Moore getrieben hatte . . .

Die Erlebnisse des „verlorenen" Sohnes, die Suche nach ihm und seine Auffindung gleichen seltsamerweise bis in kleinste Einzelheiten der Handlung, die S. Mackender für sein Drama ersonnen hatte. Englische Spiritisten haben den Fall mit großem Eifer aufgenommen und versuchen ihn auf okkultistische Weise zu erklären.

Indessen hat dies vom Leben begangene Plagiat auch seine erfreuliche Seite: Nachdem das geheimnisvolle Geschehnis bekannt wurde, erhielt der Autor mehrere Angebote von Theaterdirektoren, die sein Stück zur erneuten Prüfung anforderten und bereit sind, es aufzuführen . . .

*

Wer hat die Wette gewonnen? In England hat sich diese seltsame Wettgeschichte ereignet. Lord Laxington, ein bekannter Rennstallbesitzer, hat in seinem Stall einen Vollbluthengst, der sich von keinem Menschen reiten läßt. Die besten Reiter Englands sind von ihm mit Leichtigkeit in den Sand geworfen worden.

Kürzlich erzählte der Lord in seinem Klub von seinem störrischen Gaul. Zufällig befand sich unter den Zuhörern der französische Kunstreiter Francois Romaigne.

Sogleich erbot er sich, den wilden Hengst zu zähmen. „Ich habe Hunderte von Pferden zugeritten", sagte er, „und ich werde auch Ihren Hengst klein kriegen." Der Lord bezweifelte das, und so kam eine Wette zustande. Die beiden wetteten um hundert Pfund, und Lord Laxington behauptete, „daß der Hengst Herrn Romaigne binnen fünf Minuten zu Boden werfen würde."

Am nächsten Morgen wurde die Wette ausgetragen. Romaigne ließ sich den Gaul vorführen und sprang mit einem bewunderungswürdigen Satz auf seinen Rücken. Schon im nächsten Augenblick aber bäumte sich der Hengst hoch auf. Der Kunstreiter hielt sich auf dem Sattel. Dann aber keilte der Gaul nach hinten aus, und Herr Romaigne wurde wie eine Kanonenkugel emporgeschleudert.

Während seines ungewollten Fluges aber gelangte Romaigne in Reichweite eines Astes von dem Kastanienbaum, unter dem sich der mißglückte Start vollzog. Geistesgegenwärtig ergriff der Reiter den Ast und hielt sich daran fest, während das aufgeregte Pferd davonjagte. Herr Romaigne aber holte gemächlich seine Uhr aus der Tasche. Als fünf Minuten vergangen waren, sprang er ab und erklärte vergnügt, er habe die Wette gewonnen, da es dem Hengst nicht gelungen sei, ihn — nach dem Wortlaut der Wette — binnen fünf Minuten auf den Boden zu werfen!

Der Lord ist indessen anderer Ansicht und hat diesen merkwürdigen Rechtsfall nun der juristischen Fakultät der Universität Cambridge zur Entscheidung vorgelegt.

*

Komödie um die Dreizehn Die großen englischen Hotels haben in aller Stille eine grundlegende Aenderung durchgeführt, die zugleich eine Kapitulation vor dem Aberglauben bedeutet. In den meisten Hotels findet man seit Ostern 1936 kaum noch ein Zimmer mit der Nummer 13. Begründet wird diese Maßnahme mit der Tatsache, daß sich allzu häufig Gäste weigerten, ein Zimmer zu beziehen, das diese ominöse Nummer trug.

Eine Zeit lang versuchte man die 13 durch die Nummer 12a zu ersetzen. Aber die abergläubischen Gäste kamen sehr schnell hinter diesen Trick und weigerten sich, auch diese Zimmer zu nehmen. Nun fangen die Zimmer allgemein mit Nr. 15 an, und kein Gast, der Nr. 28 zugewiesen erhält, merkt, daß dies in Wirklichkeit das alte Zimmer Nr. 13 ist . . .

Während so der Aberglauben einen glänzenden Sieg errungen hat, ist die Aenderung in einem Seehotel auf neue Schwierigkeiten gestoßen. Dieses Hotel wurde vor einigen Tagen von einer schottischen Reisegesellschaft besucht. Die Schotten aber halten die 13 im Gegensatz zu ihren englischen Nachbarn für eine Glückszahl. So kam es, daß alle Mitglieder der Gesellschaft die Zimmernummer 13 begehrten. Diese Nummer aber gab es nicht mehr, und darum würfelten die Schotten um den Besitz eines Zimmers, das noch die Nummer 12a trug . . .

Auch um den Tisch Nr. 13 im Speisesaal des Hotels entspann sich ein ähnlicher Wettkampf. Jedes Mitglied der Reisegesellschaft nahm den Oberkellner beiseite und drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand, mit der Bitte, ihm den begehrten Tisch zu reservieren. Ein Verhalten, das mit der Tendenz des „Schottenwitzes" eigentlich nicht gerade in Einklang steht.

Der Oberkellner war indessen ein tüchtiger und witziger Mann. Er steckte die Trinkgelder wohlwollend ein und versprach jedem Gast, die Bitte zu erfüllen.

Als die Schotten mittags den Speisesaal betraten, stand auf jedem Tisch ein Schild, auf dem in leuchtend roter Schrift die Nr. 13 prangte . . .

*

Der Betstuhl neben der Verfassung in USA. Die amerikanischen Präsidentenwahlen im November stehen schon jetzt im Mittelpunkt des politischen Lebens in USA. Alle Politiker sehen diesmal die Frage der Verfassung als das Kernstück der kommenden Wahlkämpfe an. „Back to the Constitution! (Zurück zur Verfassung!)" lautet das Feldgeschrei der Republikaner. Sie erblicken in Roosevelt einen Verächter der Verfassung und werfen ihm vor, daß seine „New Deal"-Politik die Verfassung der Vereinigten Staaten als einen „Fetzen Papier" behandle.

Dennoch ist es nicht uninteressant, daß gerade die Regierung, die der Verfassung gefährlich werden soll, Vorkehrungen zur Konservierung der alten Verfassungsurkunde getroffen hat. Das Dokument, das aus dem Jahre 1798 stammt, ist im 2. Stock der „Library of the Congreß" in Washington ausgestellt worden und kann hier von jedem Amerikaner besichtigt werden. Die erste Umhüllung dieser wertvollen Urkunde besteht aus einer silbernen Kassette, die durch einen Glasdeckel luftdicht abgeschlossen ist. Darüber ist ein Aufsatz aus Glas gestülpt, das die meisten aktiven Strahlen nicht durchläßt, so daß die Urkunde nicht vergilben kann. Die Vitrine ist auf einem Granitsockel in einer Marmornische aufgestellt. Im Vordergrund ist ein steinerner Betstuhl aufgebaut, an dem fromme Patrioten, die die Verfassungsurkunde besichtigen, ein Gebet verrichten können.

Täglich finden sich etwa 1 000 Besucher vor diesem nationalen Heiligtum ein. Ein Aufseher gibt den Besuchern einen historischen Ueberblick über die Entstehung der Verfassung. Dieser Beamte muß ausreichende geschichtliche Kenntnisse besitzen. Denn bei aller Treue zur Verfassung ist das Wissen über ihr Werden nicht sehr groß. So ereignet es sich täglich, daß Besucher erscheinen, die den Aufseher fragen, an welcher Stelle — Christoph Kolumbus seine Unterschrift unter das Dokument gesetzt habe . . .

Die Stürze des Herrn Talkington

Kuriositäten auf dem Gebiete des Pferdesports — Von Dr. Hans Steen

Der Sommer brachte in vielen Ländern der Welt eine Hochflut von pferdesportlichen Ereignissen. In Ascot, Longchamps, Auteuil, Hamburg-Horn, Baden-Baden, München-Riem und zahllosen anderen altberühmten Rennplätzen trafen sich die besten Pferde zum Kampf über die „Flache", die Hürden oder gar im Jagdspringen. Aus dieser Atmosphäre seien nachfolgend einige Kuriositäten erzählt.

Was ein richtiger Reiter verträgt

Es sind gut 50 Jahre her, da starb einer der berühmtesten Parforcereiter, die je in England gelebt haben. Wenn man sich die Verletzungen einmal vergegenwärtigt, die George Talkington bei diesem Sport erhalten hat, kann man sich einen Begriff davon machen, was ein richtiger Reiter in dieser Hinsicht verträgt. Sie werden der Reihenfolge nach einmal aufgezählt: Schulter gebrochen — Schädelbruch mit Trepanation — linker Arm zweimal gebrochen — drei Rippen gebrochen — Stirnwunde — Eßbesteck und Federmesser bei einem Sturz in den Oberschenkel getrieben — drei Rippen gebrochen — Bruch von sieben Rippen — von einem Pferd ins Gesicht geschlagen und dabei das linke Auge eingebüßt — Verletzung des Rückens — zwei Rippen und das Brustbein gebrochen — bei einem Sturz die Sehnen des Knies gerissen und Kniescheibe abgeschlagen. Als unser Parforcereiter immer noch nicht von dem Reitsport genug hatte und ein paar Male wie tot aus dem Wasser gezogen worden war, feierte er in seltener Frische seinen 60. Geburtstag mit dem Versprechen, doch in Zukunft etwas mehr Schonung zu üben. Als er aber 76 Jahre alt war, erwischte es ihn wieder. Beim Sprung über eine Hecke wurde ihm die linke Wade abgerissen. Nach langem Krankenlager saß er wieder im Sattel, bis ihm mit 80 Jahren nach einem Sturz eine Zehe amputiert werden mußte. Auch das konnte den tapferen Reiter nicht hinter den Ofen bringen. Er freute sich diebisch darauf, bei der Parforce der Königin mitmachen zu dürfen. Auf dieser Veranstaltung aber traf ihn im Sattel der Schlag. Ein echter Reiter war einen rechten Reitertod gestorben.

Ein tolles Stückchen

Rennreiter sind wagemutige Burschen. So stellte 1913 der damalige Leutnant Egan-Krieger einen Rekord auf, der lange Jahre nicht geschlagen werden konnte. Der Offizier startete beim Magdeburger Rennen in der ersten Konkurrenz des Tages mit seinem Pferd Jaspis gegen sechs Konkurrenten und gewann prompt sein Rennen. Kaum war er zurückgewogen, als er sich so schnell wie möglich zum Flugplatz begab. Dort stieg er in ein bereitgestelltes Flugzeug und flog nach Berlin. Auf der Rennbahn Grunewald landete zum Erstaunen des Publikums kurz vor dem 5. Rennen um den „Preis von Leipzig" mitten auf dem Geläuf ein Flugzeug. Leutnant Egan-Krieger sprang heraus, ließ sich mit seinem Pferd „Dragoner" noch schnell einwiegen und gewann das Rennen gegen acht andere Reiter! Selten hat ein Reiter soviel Applaus gehabt wie damals auf der Grunewaldrennbahn Egan-Krieger mit seinem „Dragoner". — Der englische Flieger Captain G. P. Olley erzählt, daß er einmal die berühmten Jockeis Gordon Richards, Harry Wragg und Johnny Dines von London nach dem Rennplatz von Ayr bringen sollte. Es war dicker Nebel und so dauerte der Flug länger als erwartet. Zwei Minuten vor dem ersten Start setzte der Apparat auf der Rennbahn auf, und Gordon Richards, der sich bereits im Flugzeug umgekleidet hatte, mußte sofort auf das Pferd. Trotz dieser immerhin etwas eiligen Art der Beförderung gewann Richards an dem betreffenden Nachmittag drei aufeinander folgende Rennen, während Wragg sich die beiden folgenden holte.

Siegserien und Rekordquoten

Es hat auf der Welt noch niemals einen Jockei gegeben, der bei allen Rennen des Tages im Sattel saß und alle diese Rennen siegreich beendete. Den bisherigen Rekord hält natürlich ein Amerikaner. Auf der Rennbahn von Ravena (Ohio) stieg Sylvester achtmal in den Sattel und gewann davon sieben Rennen. In Europa erreichte der englische Jockei George im Jahre 1870 zum ersten Male eine sechsfache Siegesserie in Fordham. Solche Leistungen sind später oft wiederholt worden. In Deutschland war es Otto Schmidt, der 1930 imn Grunewald beim Hindenburgrennen siebenmal in den Sattel stieg und dann fünf Sieger und einen Zweitplacierten durchs Ziel steuerte. Sind also Siegserien recht selten, so lassen auch zum Leidwesen der Wetter die Rekordquoten meist lange auf sich warten. Die höchste Quote, die jemals ein siegendes Pferd seinen Wettern beschert hat, wurde auf einer indischen Rennbahn erzielt. Sie betrug 17 409 : 10. Jemand, der also 10 Mark am Totalisator auf den Sieg dieses Pferdes gesetzt hatte, bekam die Riesensumme von 17 409 Mark zurück! Riesenquoten in Amerika oder Europa sind auch nicht annähernd in diese Höhe gekommen.

Gegen Ueberraschungen gesichert?

Einfältige Leute meinen immer, es läge eine Schiebung vor, wenn ein anderes Pferd gewinnt, als sie gedacht haben. Schon aus der Geschichte des englischen Derbys ergibt sich, daß auch die Besitzer und bestinformierten Fachleute sich sehr oft zu ihrem eigenen Nachteil getäuscht haben. Im Jahre 1837 hatte man „Phospherus" zum Derby genannt. Wie sich aber herausstellte, hatte das Pferd so schlechte Beine, daß an ein ernstliches Training nicht gedacht werden konnte. Man wollte den Gaul nicht streichen, weil vielleicht Wetter enttäuscht worden wären, und der Jockei Edwards ritt acht Tage vor dem Rennen einige leichte Galopps, um einigermaßen in Form zu sein. Dadurch hatte man das Pferd so sehr geschont, daß es am Derbytag als hoffnungsloser Außenseiter den übertrainierten Favoriten Carvan nach verzweifeltem Endkampf besiegen konnte.

Etwa zehn Jahre später hatte ein Derbypferd namens Hermit kurz vor dem Rennen eine Blutfessel im Kopf gebrochen. Sein Besitzer Mr. Chaplin wollte das Pferd streichen, aber Lord Calthope riet, daß Pferd doch an den Start zu schicken. Die Odds standen 40:1. Trotzdem gelang es Hermit, seine Gegner zu schlagen. Man untersuchte die Angelegenheit, weil viel von Schiebung gesprochen wurde, und es stellte sich heraus, daß der Besitzer nicht ein einziges Pfund auf sein Pferd gesetzt hatte.

Das Fohlen als Favorit

Trifft der Wetter mit seinem Tip den nachherigen Sieger richtig, dann ist natürlich alles einwandfrei zugegangen. Aber manchmal war es auch nur das blinde Glück. Einar von Blasconits — ein bekannter ungarischer Rennstallbesitzer — weilte eines Abends bei einem Wiener Buchmacher. Telegraphisch erhielt er während dieser Zeit Nachricht, daß seine Stute Kinesem, die in 53 Rennen ungeschlagen blieb, ein Fohlen geworfen hatte. Man taufte das neugeborene Pferd sofort mit dem Namen Budagyöngye. Der glückliche Rennstallbesitzer fragte dann im Scherz den Buchmacher, wie er die eben geborene Stute für das Derby in drei Jahren lege. Der Buchmacher ging auf den Scherz ein und antwortete: „1000 : 1!" Elmer von Blasconits zog, ohne lange zu überlegen, die Brieftasche und wettete ein paar hundert Kronen dagegen. 3½ Jahre später (es war im Sommer 1884) gewann die Stute tatsächlich das Deutsche Derby. Nicht nur daß der Rennstallbesitzer die recht hohe Summe gewonnen hatte, die an sich für den ersten Sieger des Deutschen Derbys ausgesetzt ist, er hatte außerdem die größte Wette gewonnen, die in der Geschichte des deutschen und österreichischen Turfs gemacht worden ist. Der Buchmacher mußte für die eingesetzten paar hundert Kronen über eine halbe Million zurückzahlen!

Auf falschem Pferd

Beim Turf herrscht der Brauch, daß der Stalljockei entscheiden darf, auf welchem von zwei gemeldeten Pferden er reiten will. Manchmal hat es dabei schwere Irrtümer gegeben. Als der Engländer Bullus noch Trainer bei einem Frankfurter Stall war, setzte er sich beim Deutschen Derby auf den seiner Meinung nach favorisierten Gaul und überließ das zweite Pferd dem Lehrling Otto Schmidt, der die Aufgabe hatte, den Favoriten zu führen. Die Sache kam aber anders. Die Führung dauerte zu lange. Als nämlich der kleine Lehrling erst einmal vorne war, ließ er in einem der größten Ritte, die jemals auf deutschen Flachbahnen gemacht worden sind, den Favoriten hinter sich und holte sich als kleiner Lehrling das „Blaue Band". — Auch dem Jockei Varga ist beim Derby das gleiche Mißgeschick vor wenigen Jahren widerfahren, als er den Lehrling Preßner auf den späteren Sieger steigen ließ.

Nicht immer ist es aber auch leicht, das Pferd zu identifizieren, und es hat auf ausländischen Bahnen schon manche Schiebung gegeben, indem man ein gutes Tier umtaufte und unter neuem Namen als angeblichen Außenseiter starten ließ. Deshalb ist jetzt in Frankreich beabsichtigt, durch Nasenabdrücke den Pferden einen regelrechten Paß auszustellen, ähnlich, wie es seit einiger Zeit bei Rassehunden üblich geworden ist.

Das Ende

Reiter und auch Pferde enden beim Turf oft in den Sielen. Besonders tragisch ist das Ende des Seniors der rumänischen Trabrennfahrer im letzten Winter gewesen. In dem Augenblick, als er einen Sieger durchs Ziel steuerte, traf ihn im Sulky der Schlag. Die Rennleitung stand vor einer schweren Entscheidung. Die Bestimmungen schreiben nämlich vor, daß der Sieger nach dem Rennen zurückgewogen werden muß. Nach längeren Beratungen ging man in diesem Sonderfall nicht von den Bestimmungen ab. Man brachte den toten Fahrer nach seiner letzten Siegesfahrt blumengeschmückt in den Waageraum.

Seltsam ist der Lebensabend von „Man O'War", dem einst besten Rennpferd der USA. Es hat seinem Besitzer eine Unmenge Geld eingebracht und frißt nun seinen Gnadenhafer in einer Farm in Kentucky. Nur wenige Kilometer von dieser Farm entfernt wird das berühmteste Rennen der Vereinigten Staaten, das Kentuckyderby, gelaufen. In jedem Jahr, wenn das berühmte Rennen zu Ende ist, pilgern die manchmal recht sentimentalen Amerikaner in ungeheuren Massen zu der Farm, auf der „Man O'War" seinen Lebensabend beschließt. Das Pferd schaut fröhlich aus seiner Stalltür auf die vielen Besucher. Im letzten Jahr sollen es über 50 000 Menschen gewesen sein, die sich das berühmte Pferd angesehen haben und dann nach einigen Minuten Verweilen wieder ins „business" zurückeilten.

Frauenwelt und Heim . . .

Die Frau von vierzig . . .

Körperpflege gegen Alterserscheinungen — Angemessene Kleidung, geistige Regsamkeit

Jede Frau, die das Alter von vierzig Jahren erreicht hat — manche auch schon wesentlich früher — wird sich darüber klar, daß sie auf die Pflege ihres Aeußeren mehr Sorgfalt verwenden muß als in jüngeren Jahren. Auf irgendeine Weise merkt sie plötzlich, daß die Geschmeidigkeit der Jugend sie zu verlassen beginnt. Es kommt schon vor, daß eine Bewegung, die sie früher mit Leichtigkeit ausführte, ihr Mühe macht, — und wenn sie in den Spiegel sieht, ist sie mit ihrem Aussehen nicht mehr zufrieden. Dann muß sie sich also entschließen, etwas mehr Zeit auf die Pflege ihrer Gesundheit und ihres Körpers zu verwenden als bisher. Denn das eine ist sicher: auch Frauen, die das vierzigste Lebensjahr überschritten haben, können noch glänzend aussehen, und man braucht ihnen ihr Geburtsdatum keineswegs von weitem anzusehen. Es ist auch zweifellos, daß das Gefühl, gut auszusehen, einen sehr günstigen Einfluß auf die Gesamtstimmung und die seelische Verfassung der Frau ausübt. Sie ist davon weit abhängiger als der Mann. Auch eine Frau hat die Möglichkeit, einen unangenehmen Eindruck zu machen. Vor allem ist es das Haar, das viel zu der Gesamtwirkung des Menschen beiträgt. Man kann das am deutlichsten sehen, wenn man zwei wirklich alte Frauen nebeneinanderstellt, von denen die eine ganz ungepflegtes Haar hat, während die andere schönes, lockeres, wohlgepflegtes Haar ihr eigen nennt. Man wird bei dieser letzteren gar nicht das Gefühl haben, es mit einem alten Menschen zu tun haben. Deshalb sollte die Frau unter keinen Umständen ihr Haar vernachlässigen.

Wichtig ist natürlich auch die Pflege der Zähne und eine gute Behandlung der Augen, deren Zustand für das allgemeine Wohlbefinden überaus wichtig ist. Auch auf die Kleidung muß die Frau, die dem Mittelalter ihres Lebens zugeht, mehr Wert legen. Sie soll sich einfach und gediegen anziehen. Kleider, die allzu jugendlich sind, sollte sie vermeiden, denn es ist unstreitig, daß die nicht mehr junge Frau in einem ganz jugendlichen Kleid älter wirkt, weil man gemäß dem Anzug in ihr etwas sucht, was nicht mehr vorhanden ist und nicht mehr vorhanden sein kann. In einem Punkte soll aber die Frau über vierzig wirklich Zurückhaltung üben; das ist bei den Gesellschaftskleidern. Kleider, die die Arme und sehr viel von Hals und Rücken frei lassen, sind überaus ungünstig. Denn nur selten ist die Haut so, daß sie einen erfreulichen Anblick bietet. Eine Frau in einem sehr dekolletierten Kleide wirkt unbedingt älter als sie in einem hübschen Gesellschaftskleide aussieht, das ihren Jahren angemessen ist.

Daß die Frau durch geeignete Gymnastik viel dazu tun kann, sich frisch und elastisch zu erhalten, ist schon bemerkt worden; allerdings muß die Gymnastik wirklich der Persönlichkeit angmessen sein; es soll auf die persönlichen Fehler der Körperhaltung dabei geachtet werden, ebenso soll man sich nicht überanstrengen.

Auch eine gute Körpermassage von Zeit zu Zeit wirkt vorzüglich, da sie die gründliche Durchblutung des Körpers herbeiführt. Blutreinigungskuren sind auf jeden Fall zu empfehlen, besonders in den Frühjahrsmonaten. Daß es geraten ist, wenig starken Kaffee und Tee zu trinken, sollte jede Frau eigentlich selber wissen; diese Getränke greifen nicht nur die Nerven, sondern auch die Haut an. Auch allzuviele Süßigkeiten sind zu vermeiden, da sie den Fettansatz zu sehr begünstigen. Andererseits soll die Frau keineswegs beim Essen auf alles verzichten, was ihr Freude macht, denn dadurch würde sie sich innerlich gar nicht nützen. Sie soll vielmehr gerade die Dinge, die ihr Freude machen, auf allen Gebieten besonders pflegen. Die Lebenszeit, die noch vor ihr liegt, wird angenehmer für sie sein, wenn sie ein Mensch vielfältiger Interessen ist. Menschen, die ein Steckenpferd haben, sind selten unglücklich, vor allem fühlen sie sich nie einsam. Und das Los einer alternden Frau wird weniger bitter, wenn sie sich zu beschäftigen und ihre Tage auszufüllen weiß. Daran soll sie beizeiten denken, eben wenn die eigentliche Jugend vorbei ist, denn in späteren Jahren ist es selten möglich, neue Interessen aufzunehmen.

Kampf dem Verderb

Praktische Winke zur Verhütung des Verderbs von Lebensmittel

Mit dem Augenblick, wo die Hausfrau die eingekauften Lebens- und Genußmittel, in Tüten verpackt, nach Hause bringt, müssen auch schon die Schutzmaßnahmen gegen den Verderb dieser Artikel einsetzen. Praktisch ist es, wenn in der Kücheneinrichtung die entsprechenden Behältnisse für Mehl, Grieß, Reis, Kaffee Tee, Zucker, Salz usw. gleich vorgesehen sind. Wo dies nicht der Fall ist, sollte man nicht unterlassen, all diese Haushaltungsgegenstände sofort in verschlossenen Gefäßen unterzubringen, da sie in den Tüten allzu leicht verderben oder an Geschmack verlieren, während einige von ihnen, wie Kaffee und Tee zum Beispiel, in Tüten aufbewahrt, ihr schönes Aroma einbüßen oder aber durch ihren Geruch auf andere im Schrank untergebrachten Genußmittel unvorteilhaft einwirken. Backobst und Mehl empfiehlt sich von Zeit zu Zeit umzurühren, damit diese Dinge milbenfrei bleiben bezw. damit sich keine Würmer einnisten. Zur Frischerhaltung von Brot und Backwaren eignen sich am besten die gebräuchlichen Blechtrommeln oder Blechkästen. Fleisch- und Fettöpfe benötigen einen besonderen Platz im Küchenschrank, wie auch Milch und Butter derart aufbewahrt werden sollen, daß sie nicht von scharfen Gerüchen in Mitleidenschaft gezogen werden. Bei warmer Witterung benötigen leicht verderbliche Genußmittel zu ihrer Frischerhaltung einer kühlen Aufbewahrungsstätte, wozu der Eisschrank oder die elektrische Kühlvorrichtung am vorteilhaftesten sind. Andernfalls nimmt man mit Deckel versehene Tongefäße, die durch Aufträufeln von Wasser und der dadurch herbeigeführten Verdunstungskälte den darin aufbewahrten Lebensmitteln eine längere Haltbarkeit verleihen. Zur Verhütung des Sauerwerdens der Milch an gewitterschwülen Tagen kocht man sie mit geringem Zuckerzusatz ab. Welk gewordenes Gemüse legt man wenige Minuten in kaltes Wasser, schwenkt es ab und bringt es in einem großen verschließbaren Topf unter, wo es nach einiger Zeit sein frisches Aussehen und guten Geschmack zurückerlangt haben wird. Kartoffeln, Gemüse, Zwiebeln und Obst, stellt man vorteilhaft im Spinde oder Vorratsraum ab, um andere Genußmittel nicht durch ihre feuchten Ausdünstungen zu beeinträchtigen. Durch geeignete Winke hat es die Hausfrau in der Hand, Lebensmittel vor dem Verderben zu schützen. Beispielsweise wird unansehnlich gewordener Blumenkohl durch Zusatz frischer Milch zum Kochwasser wieder weiß. Mit Essig oder übermangansaurem Kali (ein paar Körner auf ein Glas Wasser abgewaschenes Fleisch hält sich längere Zeit frisch. Ranzig gewordene Butter kann, wenn man sie mit einer Natronlösung (½ Teelöffel Natron in ¼ Liter Wasser auf ein Pfund Butter) durchknetet, immer wieder zum Umbraten zu Schmalz verwendet werden können. Nichts sollte im Haushalt verkommen, wenn es auch nur Kartoffelschalen, Gemüseabfälle, Speisereste usw. sind, die als Viehfutter wertvoll sind. Einen gangbaren Weg zu finden, diese Küchenabfälle, auch der Stadtbewohner, ihrem wichtigen Endzweck zuzuführen, wäre jedenfalls im Interesse der Vermehrung des Volksvermögens eine dankbare und nationale Aufgabe.

Mit Rat und Tat

Allgemeine Sommerreinigung. Wir tun gut, während der Sommermonate unsere Kommoden und Schränke auszuräumen und alle Kleidungsstücke tüchtig durchzuklopfen. Die Schränke und Schubladen müssen dann mit kräftigem Soda- und Seifenwasser ausgewaschen werden, worauf man Mottenkugeln hineinlegt. Alles, was nicht mehr verwendbar ist, soll man ausmerzen. Kleidungsstücke, die von Motten zerfressen wurden und nicht mehr brauchbar sind, soll man verbrennen, damit die Mottenbrut vertilgt wird. Aeltere Wollblusen, Pullover und dergleichen werden oft noch wie neu, wenn man sie in lauwarmem Seifenwasser zweimal sorgfältig durchwäscht und dann in warmem Wasser nachspült. Man drückt sie leicht zwischen den Händen aus und wickelt sie dann in ein Handtuch zum Trocknen. Bevor man aber die Wäsche beginnt, soll man alle fehlerhaften Stellen ausbessern. Aeltere Leinenschuhe können wieder tragbar gemacht werden, wenn man sie mit warmem Seifenwasser kräftig abbürstet und dann auf Schuhblöcken zum Trocknen stellt. Auch Leinen- und Panamahüte kann man auffrischen, indem man sie mit warmem Seifenwasser abbürstet und mit sauberem Wasser nachspült.



Das vielgestaltige „Taschentuch"

Je anspruchsloser die Zutaten unserer Kleider erscheinen, desto beliebter sind sie für gewöhnlich. Schnell hat man solch viereckiges Stückchen Stoff, das einem Taschentuch zum Verwechseln ähnelt, erstanden, und damit ist nun unserem Ideenreichtum und unserer Phantasie jegliche Freiheit gegeben. Was können geschickte Hände mit dieser gemusterten Seide alles anfangen!

(Zeichnung: Rückgauer-Scherl — M.)

Kartoffeln in verschiedener Zubereitung

Jetzt ist die beste Zeit des Jahres; der Hausfrau, die über den Markt geht, lacht das Herz, eine so reiche Auswahl an Gemüse aller Arten ist vorhanden. Vor allem aber freut man sich der jungen Kartoffeln, die in prächtiger Beschaffenheit reichlich zur Verfügung stehen. „Wenn ich frische Kartoffeln, in der Schale mit ein wenig Salz und einer Handvoll Kümmel gekocht, dazu etwas gute, frische Butter bekomme, brauche ich nichts weiter, das kann ich wochenlang jeden Tag essen!" erklären die begeistertsten Kartoffelanhänger. Das ist nun vielleicht etwas übertrieben, denn die Hausfrau weiß, daß der Körper vor allem Abwechslung braucht und daß selbst ein Lieblingsgericht, wenn man inzwischen nichts anderes bekommt, seinen Reiz verliert. Besonders gern wird man zu den Pellkartoffeln auch einen fetten Matjeshering essen, der von der Gräte befreit, in zierliche Stücke geschnitten und mit gehackter Petersilie oder Dill überstreut wird. Auch eine Beigabe von gut angemachtem Gurkensalat ist nicht zu verachten. Ebenso sind Salz- oder Pfeffergurken als Zuiat passend.

Es ist anzuraten, immer etwa doppelt so viel Kartoffeln in der Schale zu kochen, wie man zum Mittagessen braucht, damit man am nächsten Tage Bratkartoffeln oder ähnliches essen kann. Ißt man nur Butter zu den Kartoffeln, also weder Fleisch noch Gemüse, so muß man schon ein Pfund Kartoffeln auf die Person rechnen.

Jetzt im Sommer wird man eigentlich am besten die Kartoffeln immer in der Schale kochen, da es schade ist, sie zu schälen. Will man sie nicht in der Schale zu Tisch bringen, was in manchen Haushalten nicht beliebt ist, so müssen sie gleich in der Küche abgezogen werden, worauf man die abgezogenen Kartoffeln schnell in einen Topf tut, in dem man gute Butter zerlassen und etwas feingewiegte Petersilie oder Dill (oder beides) hineingegeben hat. In dieser heißen Kräuterbutter werden nun die Kartoffeln tüchtig geschwenkt und dann zu Tisch gegeben. Ißt man gebratenes Fleisch zu den Kartoffeln, so soll man die abgezogenen Kartoffeln in der Bratensoße erhitzen. Man kann dazu gut am Tage vorher gekochte Kartoffeln verwenden, nur muß man sie dann etwas länger in der Soße auf dem Feuer lassen. Je pikanter und kräftiger die Soße ist, umso besser schmecken die Kartoffeln. Der Fachausdruck für sie ist: „Kartoffeln a la maitre" — aber auch ohne das munden sie vorzüglich!

Hat man keine Bratensoße, so kann man leicht eine einfache Bechamel-Soße herstellen, so etwas, was man in Norddeutschland „Schusterstippe" zu nennen pflegt, was aber köstlich schmeckt. Man zerläßt zwei Löffel Margarine oder Butter in einem Topf. Wenn sie gebräunt ist, gibt man eine feingeschnittene Zwiebel hinein, läßt diese unter kräftigem Rühren etwas anbraten, dann werden zwei Löffel Mehl hineingerührt und soviel Wasser aufgefüllt, daß eine dickliche Soße entsteht. Dann gibt man zur Verbesserung noch etwas Sahne oder gute Milch hinein. Man muß die Soße mit Salz abschmecken. Auch in dieser Soße kann man die kalten, gekochten Kartoffeln erhitzen. Es sind das Abwechslungen gegenüber den gewöhnlichen Bratkartoffeln, die vielleicht ganz erwünscht sind. Viele mögen diese „Schusterstippe" noch lieber, wenn man nicht Butter verwendet, sondern Speck in feine Würfel schneidet und mit Zwiebelscheiben zusammen ausbrät. Im übrigen wird die Soße auf die gleiche Weise bereitet.

Einmal etwas ganz anderes sind gefüllte Kartoffeln. Man nimmt dazu ziemlich große, möglichst gleichmäßige Kartoffeln, die geschabt werden. Darauf schneidet man oben eine Scheibe ab und höhlt nun die Kartoffeln aus, so daß eine Wand von 1 cm Dicke stehen bleibt. Die Höhlung füllt man mit einer gewöhnlichen Fleischfarce (gehacktes Rind- und Schweinefleisch, Pfeffer, Salz, etwas Semmelmehl, 1 Ei), legt den Deckel auf und umwindet die Kartoffeln mit einem Faden. Man brät sie nun in Butter in der Pfanne an. Dann stellt man sie nebeneinander in eine feuerfeste Form und brät sie noch ½ Stunde im Bratofen. Wenn sie trocken werden, legt man etwas kalte Butter auf die einzelnen Kartoffeln. Man darf aber kein Wasser aufgießen, da sie sonst zerfallen.

Henriette Pahlen.

Meisterinnen der Hauswirtschaft

Ihre Ausbildung und ihre Aufgaben — Hausfrauen auf dem Weg zur Meisterschaft.

Zugegeben, daß jede Hausfrau bestrebt sein sollte, immer noch etwas dazu zu lernen, ihre Arbeit immer noch besser zu machen. Aber dazu ist doch kein Meisterkursus nötig, so mag vielleicht eine Frau sagen, die noch nie etwas über die seit zehn Jahren bestehende Einrichtung hörte. Sie will auch noch gelten lassen, daß selbst eine tüchtige Hausfrau, wenn sie weiterkommen will, der Anregung bedarf. „natürlich dafür gibt es ja die Vorträge und Schulungskurse der Abteilung Volkswirtschaft, Hauswirtschaft im Deutschen Frauenwerk, aber — —" Sie denkt an jene Meisterschaft, die wir allen denen zusprechen, die es in ihrer Arbeit zu einer gewissen Vervollkommnung gebracht haben.

Meisterin der Hauswirtschaft

Aber wir reden ja von einer ganz anderen Meisterschaft! Von der, die auch der Handwerker sich nach gründlicher Ausbildung und Praxis erwirbt, und die der Volksgemeinschaft Gewähr gibt für ein gediegenes Wissen, ein sicheres Können, für eine verantwortungsbewußte, vorbildliche Haltung und für eine freudige Einsatzbereitschaft zum Wohl der Gemeinschaft. „Nun ja, für den Handwerksmeister ist das alles gut und recht, der steht ja auch", so meinte unsere Frau ...., „sozusagen im öffentlichen Leben. Aber die verheiratete Frau, die daheim ihre Wirtschaft besorgt —!"

Aha — jetzt haben wir dich, liebe Frau, das ist's ja gerade! Im nationalsozialistischen Deutschland haben nämlich auch die privaten Hausfrauen eine öffentliche Aufgabe, sogar eine sehr wichtige. Wenn ein Volk durch Krieg, Inflation und Wirtschaftskrise an den Rand des Unterganges gebracht ist, dann kann es nur unter äußerster Anspannung aller Kräfte und durch sorgsame Ausnutzung aller seiner Möglichkeiten den Wiederaufstieg erzwingen. Sind da nicht die Hausfrauen an erster Stelle berufen, mitzuhelfen? Die meisten wissen, was es heißt, sich einzurichten, und die Tüchtigen unter ihnen wissen auch, wieviel man machen kann, wenn man sich zu helfen weiß. Diese Erfahrung der Tüchtigen müssen wir heute für das ganze Volk nutzbar machen. Meisterinnen der Hauswirtschaft, das sollen Frauen sein, die wissen, daß ihr Tun und Lassen von politischer und volkswirtschaftlicher Bedeutung ist, die ihren Haushalt nicht nur zum Nutzen ihrer eigenen kleinen Familie, sondern zum Wohl des Ganzen führen und darin andern ein Vorbild sein können.

Heranbildung der jungen Generation

Und dann ist da noch eine Aufgabe, die für die Volksgemeinschaft ebenfalls von großer Bedeutung ist, und die alle Hausfrauen, die ihre Arbeit ernst und wichtig nehmen, als sehr dringlich anerkennen müssen: die Heranbildung der jungen Generation zu tüchtigen Hausfrauen. Die Ausbildung der Lehrlinge ist Ehrenpflicht der Meister aller Handwerke; die Meisterin der Hauswirtschaft ist an erster Stelle berufen, in der „häuslichen Lehre" ihr Können und Wissen der Jugend zu vermitteln. Im Handwerk ist dem geprüften Meister die Lehrlingsausbildung vorbehalten, leider haben wir noch lange nicht genug Hausfrauenmeisterinnen, um diesen Grundsatz auch für die hauswirtschaftliche Ausbildung aufzustellen.

Wenn wir uns den Wirkungskreis eines Handwerksmeisters ansehen, dann gehört sehr häufig die Führung eines Ehrenamtes dazu. Auch an die Meisterin der Hauswirtschaft wird man herantreten. Die Gebiete, auf denen gerade ihr Einsatz dringend nötig ist: Aufklärungs- und Schulungsarbeit unter den Volksgenossinnen ist zu leisten, die Zusammenarbeit der Hausfrauen mit Reichsnährstand und Handwerk ist zu pflegen. Die Anforderungen und das Ansehen der Meisterin der Hauswirtschaft entspricht nicht nur dem, was man auch von einem handwerklichen Meister erwartet, das Deutsche Frauenwerk will Meisterinnen, aus deren Reihen ihm Führerinnen erwachsen.

Der Ausbildungsweg

Auch wer einsieht, daß die Aufgaben der Hausfrau im nationalsozialistischen Staat eine Vertiefung ihrer Arbeit über die tägliche Praxis hinaus notwendig machen, wird sich vielleicht wundern, daß soeben die bisher einheitliche halbjährige Ausbildung zur Meisterin auf zwei Jahre verlängert worden ist. Wer aber mal einen Meisterkursus mitgemacht hat, der weiß, daß die 400 Unterrichtsstunden — wöchentlich einmal ist fünf Stunden Kurs — bitter nötig sind. Auch wer vermeinte, an der Nähmaschine oder am Herd ganz sicher zu sein, merkt, daß es etwas anderes ist, wenn man vor vielen kritischen Augen bestehen soll.

Die hauswirtschaftliche Arbeit hat in den letzten 15 Jahren große Wandlungen erfahren. Die Ergebnisse der ernährungswissenschaftlichen Forschung und die Möglichkeiten der heimischen Erzeugung wollen bei der Aufstellung der Küchenzettel und bei der Zubereitung der Speisen beachtet werden. Neue Geräte für die Küchen- und Hausarbeit kommen in großer Zahl auf den Markt, die Hausfrau muß ihre Zweckmäßigkeit beurteilen, sie richtig benutzen und pflegen können. Das Nähen und Flicken war sehr aus der Mode gekommen, weil man so leicht für alles Ersatz kaufen konnte. Kurz, es gibt rein praktisch auch für die Geübte eine Menge dazuzulernen, da reichen die paar Stunden im Kurs gar nicht aus. Und dann kommt ja auch noch die theoretische Vertiefung dazu. Wer andere lehren soll, muß selbst genau wissen, warum er jede Sache so und nicht anders macht. Eine Meisterin darf sich nicht damit begnügen, daß Mutter und Großmutter es auch schon so gemacht haben. Manchmal schwitzt man und stöhnt auch ein bißchen, aber im Grunde macht der Kurs allen Meisterschülerinnen mächtige Freude und schenkt ihnen Befriedigung. Und was man heute lernt, das kann man schon morgen zum Nutzen der eigenen Wirtschaft anwenden.

Umweg zur Heimat

Roman von Marliese Kölling

Copyright by Horn-Verlag – Berlin W 35

16

Ein Franzose, ein Italiener und ein Holländer waren die Schiedsrichter. Aber es hätte des strengen Schiedsrichteramtes kaum bedurft. Jeder, der auch nur das Geringste vom Reiten verstand, sah, wer hier der Sieger sein mußte. Friedes Tier „das sie kaum kannte, ging so vollendet unter ihr, daß sie jede Nummer völlig straffrei absolvierte, während Donna Victorias Caramella sich so nervös zeigte, daß seine Reiterin immer wieder Strafpunkte bekam. Das ganze war ein Duell zwischen den beiden Spitzenreiterinnen — alles andere war nichts als gute, aber keineswegs überragende Reitkunst. Friede brauchte sich garnicht sehr anzustrengen. Sie war von Deutschland her einen anderen Turnierstil gewöhnt, einen strengeren und sachlicheren. Aber sie mußte dem Geschmack hier Rechnung tragen, wollte sie siegen. Und Don Potosi hatte auch in dieser Hinsicht manchen wertvollen Wink gegeben.

„Sie müssen viel zirzensisches Theater bieten, Fräulein von Stetten", hatte ihr auch der deutsche Konsul in Vera Cruz im Vertrauen gesagt. „Der Mexikaner liebt Reitkünste aller Art. Je knalliger je besser. Am liebsten sähe man sie und die anderen Teilnehmer sicherlich in Wildwesttracht mit dem geschwungenen Lasso um die Bahn sausen."

Friede hatte sehr gelacht. Aber nachdem sie die Verhältnisse hier gründlicher kennengelernt, mußte sie dem Konsul unbedingt recht geben.

Von Minute zu Minute geriet Donna Victoria, angesteckt von der Nervosität Caramellas, mehr ins Hintertreffen. Und am Schlusse des ersten Teiles war Friede immer noch strafpunktfrei, während ihre Konkurrentin zahlreiche Fehler aufzuweisen hatte.

„Senorita Friede", die Reithalle dröhnte von den begeisterten Rufen des Publikums. Immer wieder mußte Friede auf ihrem Pferd in die Mitte der Reitbahn kommen und sich verneigen. Und als sie längst in dem kleinen Ruhezimmer war, um sich für die nächste Nummer zu erholen, tobte die enthusiasmierte Menge draußen noch immer. Der Jubelsturm drang bis zu Donna Victoria, die in ihrem Ankleideraum saß und neues Rot auf ihre Wangen legte. Ihre Augen funkelten vor Zorn. Hätte sie Friede jetzt vor sich gehabt, sie hätte sie kaltblütig umbringen können.

„Manuela, Amarillo, kann ich mich auf euch verlassen, wißt ihr mit allem Bescheid?" Hastig sprach sie zu zwei Indios, die im Raume standen und wartend zu ihr aufsahen, während sie sich für den zweiten Teil des Turniers schminkte und herrichtete. „Hier sind für jeden von euch 50 Pesos — noch einmal soviel erhaltet ihr nachher." Demütig verneigten sich die Burschen vor Donna Victoria."

„Also, Compañneros, buenos dias!"

Friede war inzwischen in die Loge des Präsidenten befohlen worden. „Bienvenido und Felicitationes, Fräulein von Stetten", begrüßte er sie freundlich. In diesem Augenblick erhoben sich alle Deutschen von ihren Plätzen und brausender Jubel grüßte das mexikanische Landesoberhaupt und die junge Friede von Stetten.

In lebhafter Unterhaltung mit dem Präsidenten blieb sie, bis Fanfarenklänge den zweiten Teil des Turniers, zu dem inzwischen alles vorbereitet worden war, einleiteten. In atemloser Stille, eine Seltenheit für das laute, fröhliche Mexiko mit dem feurigen Temperament seiner Bewohner, harrte alles der Ueberraschung, die Don Luis verkündet hatte. Friede hatte sich hastig von dem Präsidenten verabschiedet, der sie für den nächsten Tag zu einem Galadiner gebeten hatte. Abweichend von dem Brauch, als fremder Gast zuerst in die Halle einzutreten, erschien Friede als Letzte. Mit zornsprühenden Augen und zusammengekniffenem Munde wartete Donna Victoria in einer Reihe neben den anderen Reitern auf Friede.

Wahrscheinlich wird ihr bei dem Gedanken, mit einem fremden Pferd ein Jagdspringen zu veranstalten, nicht gerade rosig zumute sein, überlegte Donna Victoria gerade. Jetzt wird und muß sie den kürzeren ziehen. — — —

Was war denn das? Unwillkürlich richteten sich einige der Turniermitglieder in den Steigbügeln empor, während Victoria leichenblaß wurde. So still war es geworden, daß man die erregten Atemzüge der Menge zu hören glaubte, als Friede von Stetten auf Fanfares Rücken in die Halle einritt.

Wie betäubt sank die Mexikanerin bei diesem Anblick in sich zusammen. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als wollte sie vom Pferde gleiten, ohnmächtig werden. Doch nur Sekunden währte diese Schwäche. Unmöglich konnte sie, die Spitzenreiterin dieses Landes, der Menge das beschämende Schauspiel bieten, das Turnierreiten aufzugeben. Aber dieser Lump von Stallmeister, der sollte büßen.

Mit haßglitzernden Augen ritt sie an Friede vorbei. Das Jagdspringen nahm seinen Anfang. Das Jagdspringen, durch das Friede von Stetten die deutschen Farben in Mexiko zum Siege führte.

*

Seitdem Wulff von Legien das Bild der kleinen Conchita gesehen, hatte ihn eine eigene Unrast erfaßt. Er wußte selbst nicht, was es war, dies Gefühl, das er noch niemals vorher gekannt hatte. Sollte man ihm nachgeben oder nicht? Lächerlich, alter Junge, sagte er sich, seit wann bist du unter die Don Juans gegangen? Liebst die Friede, siehst ein Bild von irgend einem bemerkenswert schönen Mädel und schon glaubst du, über sie die Friede vergessen zu können! Und Peter, was wird Peter dazu sagen?

Der hatte freilich herzlich wenig dazu auf der Hoherodtskopfburg gesagt. Das einzige, was für seine Liebe zu Conchita sprach, war die Ablehnung der Arbeit auf dem Bourtanger Moor gewesen. Und als Wulff daraufhin eine seiner so geliebten Fahrten ins Blaue angetreten hatte, um wütend Friede und Conchita zu vergessen, war ein Wunder geschehen.

Zeitungen wußten ausführlich von einer Weitererschließung der größten Moorfläche Deutschlands zu berichten, und als Leiter der umfangreichen Meliorationsarbeiten war der junge Ingenieur und Kulturtechniker Peter Ott genannt.

„Verrückt", murmelte Wulff, als er zu Ende gelesen hatte. Zehn Minuten darauf ließ er sich telefonisch mit Generaldirektor Wittig von dem Legienschen Kohlen- und Grubenkonzern verbinden. Und weitere zehn Minuten später wußte er, daß die Zeitungsnachrichten bis ins kleinste zutrafen.

Weitere zehn Minuten nach Beendigung des Gesprächs war er mit Peter verbunden, der in einem winzigen Städtchen am Rande des Moors, das seiner Arbeitsstätte am nächsten lag, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Die Unterredung war eben so kurz wie merkwürdig und aufschlußreich.

„Peter? Hier ist Wulff."

„Wulff? Bist wohl sehr erstaunt, daß ich dein Angebot doch noch in Erwägung gezogen habe?"

„Kann ich nicht sagen! Bitte, wie ist die genaue Adresse von Conchita Roland?"

„Cuernava im Staate Mexiko, Hazienda „Zu den drei Korkeichen". Läßt dir ihr Bild keine Ruhe, du Blaubart?"

„Wie stehst du innerlich zu ihr, Peter? Alter Freund?"

„So, daß ich gern und unbeschwerten Herzens auf eurer Hochzeit tanzen werde, wenn ihr mich einladet. Wirst du dich nach Friede umsehen, Wulff?"

„Ehrensache, mein Junge. Bringe sie dir, als Reisegeschenk mit zurück. Ich will doch mal sehen . . ."

„Der Teilnehmer in Bourton hat abgehängt, mein Herr!"

Das Fräulein vom Amt sprach die Wahrheit, und Wulff lachte schallend auf.

Am gleichen Tage, an dem Friede als überlegene Siegerin aus dem Turnier „Deutschland gege nMexiko" hervorging, trat Wulff auf dem Motorschiff „Orinoco", das auch sie über den Ozean gebracht, die Ausreise in die Heimat Conchita Rolands an.

*

Im Cardenas tafelte eine festliche Gesellschaft. Der Präsident ließ es sich nicht nehmen, die deutsche Spitzenreiterin zu Tisch zu führen. In einem Kleide aus hauchdünnem Glasbattist, das nur aus Rüschen und Falbeln zu bestehen schien und in seinem blassen Blau prachtvoll auf Friedes Blondhaar abgestimmt war, sah sie schöner denn je aus.

Wenn sie nicht Friede von Stetten wäre, sondern irgend eine andere gleichgültige Frau — ich glaube, ich könnte sie sehr lieb gewinnen, dachte Conchita, die auch im Cardenas wohnte. Ahnungslos ging Friede an Conchita vorüber. Aber irgend etwas zwang sie, dem jungen, blühenden Geschöpf da in der Halle freundlich zuzulächeln. Täuschte sie sich, oder wandte die junge Dame den Kopf brüsk zur Seite? Friede ärgerte sich. Etwas mißgestimmt nahm sie ihren Platz an der Festtafel ein. Die war mit Blumengewinden in den deutschen und mexikanischen Landesfarben geziert. Vor Friedes Platz stand der schwere Goldpokal, der Preis für die Siegerin.

Alles, was Rang und Namen hatte und zur Zeit in Mexiko City weilte, feierte Friede im Cardenas-Hotel. Nur zwei Menschen fehlten aus Don Luis Potosis Kreise: Don Claudio di Zapota, der auf einer Reise war und Donna Victoria, die die erste reiterliche Niederlage ihres Lebens nicht verwinden konnte. Sofort nach dem Turnier zog sie sich in ihr kleines Damenzimmer zurück, nachdem sie sich von Manuela hatte umkleiden lassen. Sie gab Auftrag, niemand mehr vorzulassen — nur für die Senorita Stetten sei sie zu sprechen.

Es war totenstill im Hause geworden, das Personal war zur Ruhe gegangen, da schlich Leonardo in Victorias Zimmer. Wie er sich Zugang verschafft, blieb sein Geheimnis.

„Querida linda", flüsterte der Mann. Er blieb stehen wie geblendet von Victorias Erscheinung in einem Hausanzug aus teerosenfarbener Seide, der wie die fleischgewordene Verführung wirkte. Er bebte am ganzen Leibe vor Leidenschaft, sehnsüchtig breitete er die Arme nach der schönen Frau aus, als sie durch die Halle dem Festsaal zuschritt.

„Parandare — Cabrone!" — Zwei indianische Schimpfworte von unerhörter Gemeinheit fielen von Donna di Zapotas Lippen.

„Du wagst es, mich Querida linda zu nennen? Du feiges Tier, zu feige, um ein Pferd zu töten! Du wagst es, hier einzudringen? Da nimm, was dir zukommt, Vorrachengo!"

Ihre Reitgerte pfiff durch die Luft, traf den aufheulenden Leonardo direkt ins Gesicht. Blutüberströmt und mit einem Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, stürzte er sich auf sie. Im Fallen krampfte sich Donna Victoria an ein Tischchen, polternd stürzte es, etwas Weißes flatterte nach, ein Taschentuch von Friede, das diese neulich versehentlich hatte liegen lassen.

*

Tanz im Hotel Cardenas. Friede flog von einem Arm in den anderen. Jeder wollte mit der schönen jungen Deutschen, der Siegerin, tanzen. Am eifrigsten war Potosi. Und heute schlug sie ihm nichts ab. Er war ja wirklich ehrlich um ihren Sieg bemüht gewesen. Sie hatte ihm vieles abzubitten; aber als er den fünften Tango erbat, sagte sie lachend und erschöpft:

„Bitte, bitte, Senor Potosi, eine Viertelstunde geben Sie mir zum Ausruhen. Ich bin ja ganz erhitzt. Ich will schnell hinauf in mein Zimmer laufen, mich ein bißchen frisch machen. Tanzen Sie diesen Tango mit einer anderen Dame. Ich sehe schon sehr neidische Blicke zu uns herüberkommen, daß ich den besten Tangotänzer immer für mich mit Beschlag belege. Nein, nein, es ist schon so. Aber ich verspreche Ihnen, in einer Viertelstunde bin ich wieder unten und tanze mit Ihnen."

Enttäuscht ging Potosi und forderte eine der mexikanischen Damen auf. Friede war froh, einen Augenblick entschlüpfen zu können. Was sie Potosi gesagt hatte, war nur eine Ausrede. In Wahrheit wollte sie noch einmal schnell nach Fanfare sehen. Sie war etwas in Unruhe, ob die Anstrengungen des Turniers dem Tier nicht geschadet hatten. In ihrem Zimmer warf sie schnell einen Mantel über das Kleid.

Sie ging durch die Halle des Hotels. Dort saß Conchita und las deutsche Zeitungen. Conchita sah Friede an sich vorübergehen und am Ausgang des Hotels von zwei braunen Indios offenbar angebettelt werden. Das war hier nichts Ungewöhnliches. Ungewöhnlicher war schon, daß Friede das Fest verließ, aber was ging sie Friede an. Aufseufzend wandte sie sich wieder ihrer Lektüre zu. Friede war zusammengeschreckt als die beiden braunen Männer plötzlich auf sie zukamen, aber es waren wohl harmlose Burschen. Sie verbeugten sich tief vor Friede. Vermutlich zwei Turnierzuschauer, die ihre Bewunderung ausdrücken wollten. Und wirklich sagte der eine, die Hände demütig über der Brust gekreuzt:

„Senorita, deine Reitkunst hat uns über alle Maßen begeistert. Dürfen Dos und Tres dir zum Dank einen indianischen Zauber zeigen, hier, wenige Schritte vom Haus entfernt? Einen seltenen Zauber, Senorita, der nur bei Mondschein wirkt und dich glücklich machen wird."

Friede lächelte; sie war hier in diesem Lande schon auf einen geradezu märchenhaften Aberglauben gestoßen. Aber der eine Indio sagte warnend:

„Lächele nicht, Senorita, es ist der alte Zauber unserer Ahnen, der hier wirksam ist. Er kann dich glücklich oder unglücklich machen. Kennst du einen Menschen, dem du Glück wünschest und der Pepito heißt, Senorita?"

Peter, dachte Friede. Ein Schauer ging durch ihren Körper. Woher wußten diese beiden Männer von ihrer geheimen Liebe zu Peter. Eine unbestimmte Furcht kroch in ihr hoch. Waren es ihre Nerven, die ihr einen Schabernack spielten, war es der Gedanke, daß es vielleicht doch Kräfte in diesem Lande gab, ihr unbekannte? Sie hatte plötzlich das Empfinden, sie müsse mitgehen, sollte Peter nicht unglücklich werden. So folgte sie schweigend den beiden Indios.

Conchita saß noch immer bei ihrer Lektüre in der Hotelhalle. Unwillkürlich sah sie auf die Uhr. Mutter schlief jetzt sicher schon lange auf der Hazienda, Vater saß im Rauchzimmer mit ein paar Bekannten zusammen. Von oben tönten die fröhlichen Tanzweisen. Conchita seufzte. Sie fühlte sich einsam. Friedes Anblick hatte die Sehnsucht nach Peter schmerzhaft in ihr aufflammen lassen. Da — was war das? Conchita horchte auf. War da nicht ein Schrei? Sie lauschte. Nein, es war nichts. Sie hatte sich wohl getäuscht. Es war das Hupen eines Autos, das in rasender Fahrt an der Straßenecke vorbeigefahren sein mußte.

*

Am nächsten Morgen erschienen alle mexikanischen Tageszeitungen in erhöhter Auflage. Die Hauptüberschrift der Titelseite wechselte in Form, aber ihr Inhalt blieb stets derselbe:

„Mexikanische Aristokratin von deutscher Reiterin ermordet! Die Mörderin flüchtig. Stallmeister Leonardo sagt aus. Kriminalpolizei an der Arbeit!"

„Ein entsetzliches Ende", hieß es dann weiter, „hat dank ihrer großzügig geübten Gastfreundschaft, unsere berühmte Reiterin, Donna Victoria di Zapota, in der letzten Nacht gefunden. Sie ist von ihrer deutschen Gegnerin, Friede von Stetten, aus Rache mit einem Stilett erstochen worden. Senorita Stetten beschuldigte Donna Victoria eines Mordversuchs an ihrem kostbaren Turnierpferd Fanfare. Dieses hatte mit seinen beiden Pflegern in freundschaftlichster Weise in den Ställen der Familie Zapota Unterkunft gefunden. Gestern nach dem Turnier, das zu Unrecht die Deutsche gewann, verließ diese plötzlich das Festbankett, das ihr zu Ehren veranstaltet worden war. Wie Senorita Manuela Andruchio, Donna Victorias Zofe, aussagte, erwartete ihre Herrin noch zu später Stunde die deutsche Siegerin zu einer Aussprache. Leonardo, der Stallmeister der Zapotas, öffnete Senorita von Stetten die Tür und ließ sie ein.

Ebenso wie das übrige Personal begab er sich dann zur Ruhe, da Donna Victoria ihren Gast selbst aus dem Hause zu lassen gedachte. Erst heute morgen fand man Donna Victoria, aus einer Stiletwunde blutend, auf, das Herz war durchstochen worden. Untrügliche Indizien deuten auf die Täterschaft der deutschen Reiterin hin, die flüchtig ist. Die Polizei hat die Verfolgung bereits aufgenommen. Georg Link und Wilm Käsbier, die Pfleger des Turnierpferdes Fanfare, sind mit dem kostbaren Pferd von Don Luis Potosi aufgenomemn worden. Ueber alles weitere dieses sensationellen Falles werden wir unsere Leser auf dem laufenden halten."

Durch die Nacht rast ein Auto den Colorado entlang. Es ist ein unscheinbarer, tiefschwarzer Wagen, der kein Nummernschild führt. Der Fahrer sowohl wie der Mann, der den Rücksitz einnimmt, sind Indios. Scheinwerfer und Laternen hat man abgeblendet, und der Chauffeur muß den Weg, der in vielen engen Windungen am Strom entlang führt, gut beherrschen. Hin und wieder wendet er den Kopf und sieht durch die Glasscheibe, die den Sitz am Steuer von dem Wageninneren trennt.

„Was mag das nur zu bedeuten haben?" Amerillo dachte über die Geschehnisse der letzten Stunden nach, ohne eine befriedigende Lösung für sie zu finden.

Schließlich gab er das unbequeme Denken auf und widmete sich nur seiner Aufgabe, den Weg nach der Hazienda „Santa Maria" nicht zu verfehlen, die bei La Junta, ein paar Autostunden von Mexiko City entfernt, lag.

Die Aufgabe, die ihm bei der Entführung Friede von Stettens zugefallen war, schien ihm wesentlich angenehmer als diejenige, die sein Mitverschworener von der Hazienda, der Peon Manuelo, auszuführen hatte.

Ununterbrochen redete die junge Deutsche auf den Mann ein, der ihr gegenübersaß, fast bis zum Gesicht in seinem Jorongo — einem mantelartigen Ueberwurf — gehüllt. Aber Friede sagte sich von Anfang an, daß jedes ihrer Worte hier zwecklos bleiben mußte. Denn der Bursche verstand ihr mangelhaftes Spanisch aus dem Grunde nicht, weil es nicht mit den Ausdrücken seiner eigenen Mundart, dem Idiom der Nacuisindianer durchsetzt war, das Donna Victoria hingegen auf ihrem Besitz leidlich erlernt hatte.

„Su servider, Senorita — zu Ihren Diensten, Fräulein", mehr war aus ihm nicht herauszubekommen.

Verzweifelt hatte Friede in den Straßen der mexikanischen Hauptstadt versucht, aus dem Wagen zu springen. Aber der Indio paßte auf wie ein Schießhund. Er hielt ihre Hände eisern umklammert und sagte immer nur irgend etwas, was sicher „nein, nein" hieß. Es blieb ihr nichts übrig, sie mußte abwarten und sehen, was werden würde. Friede war mehr empört als verzweifelt; daß es ihr nicht ans Leben ging, hatte sie im Gefühl. Aber sie war völlig ahnungslos, wer den dreisten Ueberfall ins Werk gesetzt hatte. Aber des stumpfsinnigen „su servidor, Senorita" müde, beschloß sie mit stoischem Gleichmut, abzuwarten, bis das Auto sein Ziel erreicht haben würde. Als sie beim Entzünden der Zigarette etwas wie Gier in den Augen des Peon auftauchen sah, bot sie ihm gleichfalls ihr Etui an und reichte ihm Feuer. Ein breites Grinsen überflog Manuelos Züge, als er die Zigarette zum Munde führte und er sagte:

„Santa Maria, Senorita!"

Friede bedeuteten diese Worte nichts. Sie glaubte, der Mann flehe den Segen des Himmels auf sie herab, und den konnte sie wahrhaftig gut genug gebrauchen.

„Das ist doch allerhand! Hab's ja immer gesagt, daß ich mit den Senors und Senoritas nicht viel im Sinne habe." Empört schwenkte Hein Appelklüth von der „Orinoco" einen Fetzen Papier hin und her, um ihn dem Kapitän zu überbringen.

Wulff von Legien saß in der Offiziersmesse. Er hatte sich mit dem „Zweiten" angefreundet, der in Vera Gruz mit Urlaub von Bord ging und die Gegend, in der die Hazienda „Zu den drei Korkeichen" lag, gut kannte. Man hatte verabredet, bis Mexiko City zusammen zu bleiben. Wulff lag außerordentlich viel daran, in der Gesellschaft eines Mannes zu reisen, der die Landessprache so hervorragend gut sprach, wie der zweite Offizier.

Suchend sah sich Appelklüth in der Messe um. Der Offizier rief ihn an:

„Wen suchst du denn, mein Sohn?" Der Leichtmatrose nahm strenge dienstliche Haltung an — seine Absätze knallten zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Freude — Humor — Raten

Hieb und Stich

Lustige Duell-Geschichte

1752 in Paris. Zwei Schauspieler hatten einen argen Streit gehabt und hatten sich zum Zweikampf gefordert. Alle Vermittlungsversuche der Freunde und Bekannten schlugen fehl, und so standen sich die beiden denn an einem frühen Morgen mit dem Degen in der Hand gegenüber.

Es war ein eigenartiges Kämpferpaar: so dick und rund der eine war, so hager und lang aufgeschossen war der andere. Die Sekundanten blieben mit Mühe ernst. Aber lachen mußten sie doch, als der Dünne plötzlich auf sein rundliches Gegenüber zuging, ein Stück Kreide aus der Tasche zog und den massigen Körper durch einen Strich der Länge nach in zwei Hälften teilte. „Ich möchte Ihnen gegenüber nicht im Vorteil sein", erklärte er seinem Gegner, „und werde mich deshalb während des Kampfes auf die eine Hälfte beschränken!" Dann zogen beide den Degen und der unblutige Kampf begann.

*

1883. Da erhielt ein amerikanischer Dichter, dessen Namen der Bericht verschweigt, den folgenden Brief von einem Menschen, mit dem er seit langem in Feindschaft lebte: „Mein Herr! Einem Schurken wie Sie schickt man keine Sekundanten. Ich ohrfeige Sie hiermit, und ich hatte auch keine andere Absicht. Sie sind also auf beiden Backen geschlagen. Bedanken Sie sich, daß ich nicht statt dessen meinen Stock angewandt habe."

Da setzte sich der Dichter hin und antwortete: „Unvergleichlicher Gegner! Ihrem Wunsche gemäß danke ich Ihnen, daß Sie mir statt Prügel zwei schriftliche Ohrfeigen geschickt haben. Schriftlich geohrfeigt schieße ich Ihnen sechs Pistolenkugeln durch den Kopf und töte Sie schriftlich. Betrachten Sie sich als einen toten Mann, wenn Sie die letzten Zeilen dieses Briefes gelesen haben. Ich grüße Ihren Leichnam."

Abwechslung macht Freude

Ein Professor, Inhaber einer bedeutenden Klinik, hat am Abend eine Gesellschaft, deren Teilnehmer sich aus ehemaligen Patienten zusammensetzen. Als es zu Tisch gehen soll, sagt er zu seinen Gästen:

„Bitte, zu Tisch, meine Herrschaften, und bilden Sie ein bißchen bunte Reihe."

„Geht nicht, Herr Professor„, sagt einer, wir sind 8 Herren und nur zwei Damen."

„Wird schon gehen", meinte der Gelehrte, immer einer m i t und einer o h n e Blinddarm."

Brüder und Schwestern

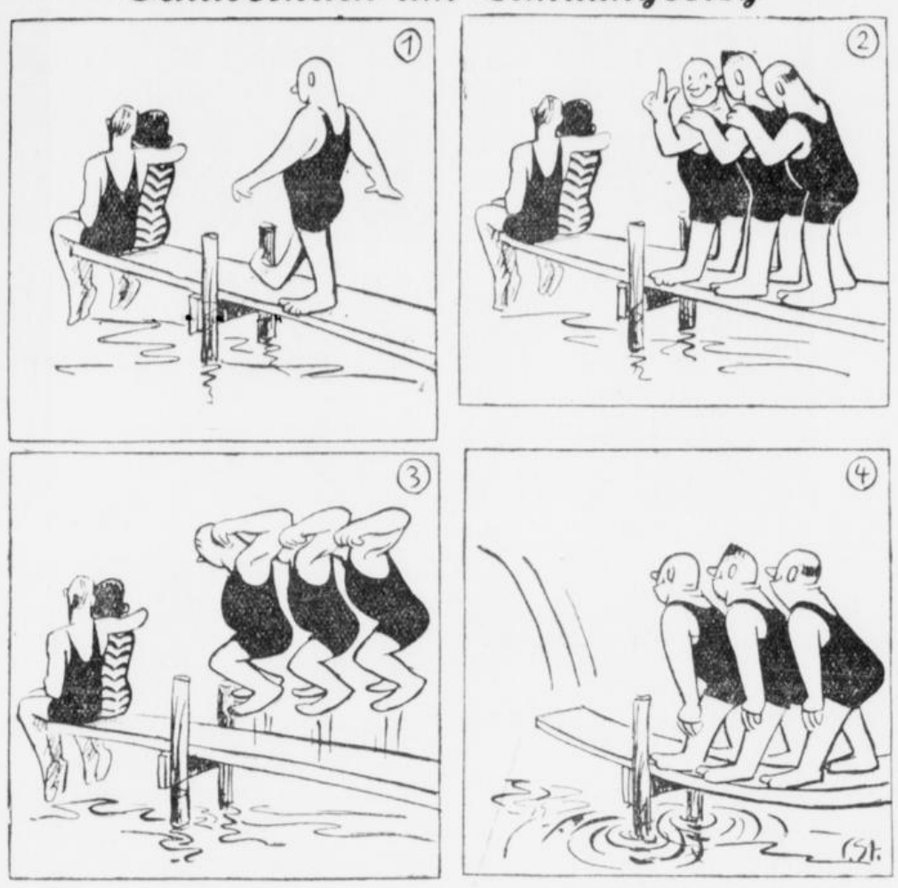
Pastor (streng): „Marie, Sie hatten gestern einen Soldaten in der Küche?"

Marie: „Das hab' ich auch geglaubt, bis Sie, meinen Bruder."

Pastor: „Sie sagten doch, als wir Sie anstellten, Sie hätten keine Geschwister."

Marie: „Das hab' ich auch geglaubt, bis Sie, Herr Pastor, in Ihrer Predigt letzten Sonntag sagten: wie seien alle Brüder und Schwestern."

Schabernack am Landungssteg



(Zeichnung: Sturzkopf Scherl — M.)

Chinesische Weisheit

Ein sehr hübsches Beispiel von der Weisheit eines Mandarinen erzählen chinesische Blätter. Der Fall lag so:

Ein blinder Musiker, die Gitarre auf dem Rücken, hatte sich mit seinem langen Stabe bis an den seichten Fluß getastet, der die Kreisstadt im Halbbogen umgibt und wußte nun nicht, wie er das jenseitige Ufer erreichen sollte.

Da kam ein wandernder Oelhändler des Wegs daher und rief ihm zu: „Komm, ich trage dich über den Fluß, halte du meinen Geldsack!"

Der Blinde setzte sich auf den Rücken des Mannes und hielt die schwere Tasche mit dem Kupfergeld, das der Händler für den Verkauf seines Oels eingenommen hatte.

Als sie das andere Ufer erreicht hatten, wollte der gutmütige Mann mit dem Danke auch sein Geld in Empfang nehmen. Da aber erklärte der Blinde, es sei sein eigenes Geld. Er erhob auch gleich ein großes Geschrei und klagte Himmel und Erde sein Leid, daß man ihn, den armen blinden Mann, berauben wolle. Vergeblich verwahrte sich der Oelhändler gegen diesen gemeinen, verleumderischen Vorwurf. Die Menge ergriff für den Blinden Partei und prügelte den anderen weidlich durch.

Die Streitenden liefen nun zum Mandarin. Da knieten nun beide nieder, und jeder beschwor mit tausend Eiden, es sei sein Geld.

Der Mandarin hörte sie gelassen an, tat einige Fragen und sagte dann plötzlich: „Da wollen wir den Wassergott entscheiden lassen!"

Er befahl, ein großes Gefäß mit Wasser zu bringen, ließ den Inhalt des Geldsacks hineinschütten und die Münzen ordentlich durcheinanderrühren. Dann erhob er sich, beugte sich über das Gefäß und schaute nachdenklich hinein.

„Das Geld gehört dem Oelhändler, und du, blinder Musiker, erhältst hundert Bambushiebe", entschied er kurz.

Alle staunten.

„Seht her", sagte er mit verschmitztem Lächeln, „auf dem Wasser schwimmt das Oel. Wenn der Mann das Geld im Oelhandel eingenommen hat, muß das Geld natürlich auch, nachdem es durch seine Hände ging, die Spuren seines öligen Geschäftes tragen!"

Auf dem Wasser schwammen wirklich große Oelflecke.

Da pries das Volk laut die unübertreffliche Weisheit des Mandarins, und draußen erklang das Geschrei des blinden Musikers, dem der Stockmeister kräftig die Seiten und den Rücken strich.

S.

Die hohnlächelnde Henne

Vor dem Schöffengericht einer kleinen Stadt hatte sich kürzlich ein Bauer wegen Sachbeschädigung zu verantworten, weil er eine Henne aus einem Nachbaranwesen, die auf einem frisch besäten Grundstück scharrte, mit einer Mistgabel erschlagen hatte.

Zu seiner Verteidigung hatte sich der Angeklagte einen noch jugendlichen Anwalt verschrieben, der mit mehr Temperament als juristischer Schulung und Gewandtheit der Sprache die Sache seines Kunden führte. Er sagte wörtlich:

„Das Tier dachte sich zweifellos, nachdem es einige Tage straflos in dem Felde des Angeklagten herumgelungert war: „Ach, der sieht mir nicht danach aus, der traut sich ja doch nicht, ordentlich zuzuschlagen. In dieser Erwägung kratzte und scharrte das Huhn hohnlächelnd weiter. Da frage ich Sie denn doch, meine Herren, ob es dem Huhn erlaubt sein soll, straflos in dem sauren Schweiß des Angeklagten zu wühlen?"

Mit stolzgeschwellter Brust auf seine rhetorische Leistung beantragte der Reichsbeistand zum Schluß seines Plädoyers die Freisprechung seines Mandanten, für den er den — Notwehr-Paragraphen geltend machte.

Das Gericht sprach tatsächlich den Hühnertöter frei, allerdings aus anderen Erwägungen als den mit soviel Pathos vorgetragenen.

Kino

Der neue Film über Afrika macht volle Häuser.

Der Begeisterte schwärmte:

„Genau so ist es in Afrika!"

„Sie waren dort?"

Ja. Vor Jahren."

„Ist es wirklich so schön wie im Film?"

„Ja. Und auch so heiß wie im Kino!"

Lustige kleine Welt

Das kleine Elschen weint herzzerbrechend. Der gute Onkel wollte Elschen trösten.

„Was fehlt dir denn, Kleines? Hast du dir wehgetan?"

„Nein — huhuhu —"

„Hast du Geld verloren? Soll es dir der gute Onkel wiedergeben?"

„Nein — huhuhu —"

Bescheidene Bitte

Im deutschen Museum stehen die Skelette der vorsintflutlichen Tiere. Mächtige Knochen liegen da, Beine und Rippen der Riesentiere.

Kam Bemmel, ein kleiner Mann:

„Sagen Sie, Herr Aufseher, Sie haben doch hier soviel Knochen herumliegen — können Sie mir nicht einen für meinen Hund mitgeben?"

*

Der kleine Franz hat sich ein Fahrrad gewünscht. Franz ist erst fünf Jahre alt — tausend Bedenken standen gegen den Radkauf. Gesundheit, Gefahr, der Geldbeutel! Aber was tut nicht alles ein guter Hausvater, um endlich Ruhe vor Frau und Kind zu haben — er kauft das Kinderrad.

Acht Tage später bricht man bei ihm ein. Stiehlt, was nicht niet- und nagelfest ist. Nur das Kinderrad lassen die Diebe stehen. Das versteht der kleine Franz nicht:

„Papa, warum hat der Dieb nicht auch mein Rad gestohlen?" fragt er.

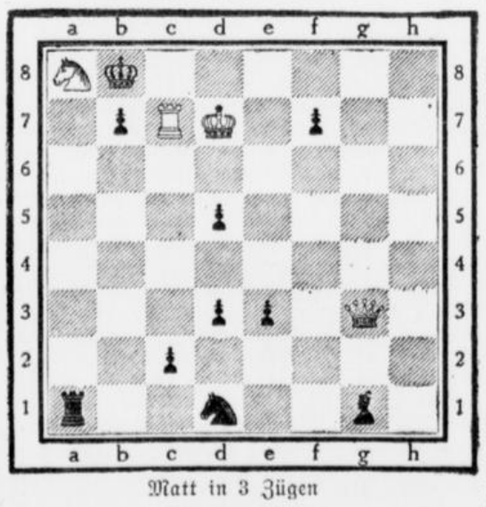
„Was soll er denn mit so einem kleinen Rad anfangen?"

Franz denkt lange nach. Dann sagt er: „Ja, hat der Dieb denn kein Kind?"

SCHACH

Karl Traxler (†).

4. Preis „Schachclub Györ" 1913



Matt in 3 Zügen

Geheimschrifträtsel

1 4 10 14 12 9 3 10 1 10 15 12 4 10 14 10
13 4 12 12 3 4 7 7 15 8 10 5 10 5
14 10 11 2 6 6 10 5 6 10 4 5.

Schlüsselwörter:

1. 1 2 3 4 5 2 Maskenmantel, Spiel
2. 6 7 8 9 1 10 ausdauernde Pflanze
3. 11 10 4 6 10 12 Leibbürge
4. 13 4 14 2 15 11 Stadt in Finnland

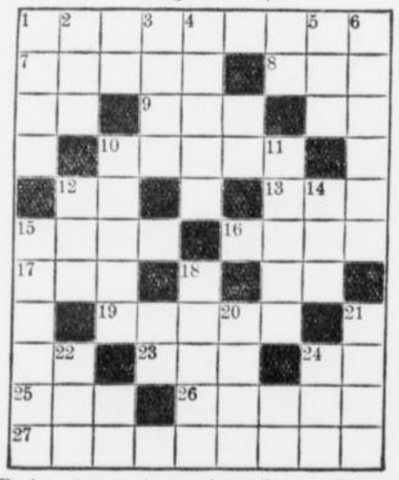
Silbenrnnnätsel

a — al — ap — au — beck — ber — bow — chil — chin — del — del — di — di — do — e — e — e — ei — en — ex — fel — fer — ge — ge — gra — hard — i — in — jü — ken — ko — la — la — le — lich — ling — log — löh — mak — mi — mo — ne — ne — ner — net — ni — ni — nil — no — no — o — pfef — phi — ra — rat — reib — reiß — ri — ri — sen — sen — ser — si — soph — sot — stu — ta — tel — ten — ter — the — the — tin — to — u — va — vall — weiß — zeug

Aus vorstehenden Silben sind 25 Wörter zu bilden, deren Endbuchstaben von unten nach oben und deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Sinnspruch ergeben (ch und ck sind ein Buchstabe).

1 Stadt in Mecklenburg
2 Amtsbezeichnung
3 Stadt im Rheinland
4 Name eines Sonntags
5 Heerführer
6 Südfrucht
7 Verteidiger von Kolberg
8 Spiel
9 musikalische Bezeichnung
10 Einzelgespräch
11 Gewürz
12 Alpenblume
13 Reisspeise
14 Landarbeiter
15 Zeichengerät
16 griechische Göttin
17 Schweizer Kanton
18 männlicher Vorname
19 Gift
20 Futterpflanze
21 Speisepilz
22 Wirtschaftsgerät
23 griechische Sagengestalt
24 Pelztier
25 Gelehrter

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter

a) von links nach rechts: 1 deutsche Nordseeinsel, 7 Angehöriger eines europäischen Staates, 8 portugiesische Kolonie, 9 Gebirge in Marokko, 10 Kleidungszubehör, 13 kalte Masse, 15 Gewebe, 16 sportliche Tätigkeit, 17 Beklemmung, 19 Auslese, 23 Getränk, 25 Bekräftigung, 26 Farbiger, 27 deutsche Nordseeinsel;

b) von oben nach unten: 1 Haustier, 2 Nebenfluß des Neckars, 3 Nähmittel, 4 Winterfernbild, 5 Zustand des Mangels, 6 gemusterter Stoff, 10 Kopfbedeckung, 11 Werkzeug, 12 afrikanischer Strom, 14 japanischer Staatsmann, 15 Schweizer Münze, 18 Kerbtier, 20 Straßenbaustoff, 21 Preisgericht, 22 Stadt in Südamerika, 24 Märchengestalt. 4044o

Auflösung aus voriger Nummer

Schachaufgabe

1. Td1—e1 (droht 2. Sb6+ und Df†) f6×e5; 2. Dg4—e4+, Kd5×e4; 3. Sa1—c3†; 2. . . ., Kd6; 3. Dc6†; 1. . . ., f6—f5; 2. Dg4—f4, Se2×f4; 3. Sa1—b6†; 1. . . ., h4×g3; Sa4—c3+, Kd5—e5; Dg4×g3†; 2. . . ., Se2×c3; 3. Dg4×g8†.

Der Pfarrer Karl Traxler, der im Mai dieses Jahres verschieden ist, war einer der geistreichsten Repräsentanten der sogenannten „Böhmischen Schule". Kombinationsreichtum und Reinheit der Mattbilder sind die Hauptmerkmale dieser Richtung.

Geheimschrifträtsel

Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land.

Schlüsselwörter:

1. Chemnitz, 2. Leonidas, 3. Gurke

Silbenrätsel

1. Eduard, 2. Interesse, 3. Nassau, 4. Analphabet, 5. Paris, 6. Pallasch, 7. Eleve, 8. Lateran, 9. Lenbach, 10. Agraffe, 11. Nebukadnezar, 12. Dennewitz, 13. Isolde, 14. Eisleben, 15. Fernsehen, 16. Urundi, 17. Reserve, 18. Christentum, 19. Thalia, 20 Faustball, 21. Illinois, 22. Nahe, 23. Dalli, 24. Eisenbeton, 25. Tomate, 26. Jettenbach, 27. Nero. — „Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo".

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 9. Spalier, 11. alles, 12. an, 13. Sir, 15. Met, 16. Ruf, 17 Steg, 19. Nost, 20. Wagen, 21. Kante, 22. Aas, 24. Aden, 25. See, 26. Luv, 28. Orb, 29. Saaen, 31. Kamerad. — Senkrecht: 2. Spa, 3. Salm, 4. Eller, 5. Niet, 6. Fes, 7. er, 10. Litanei, 12. Austern, 14. Regie, 16. Rondo, 18. Ges, 19. Raa, 23. Kugel, 26. Lame, 27 Vers, 29. Sam, 30 Nab. 32. du. — 1 und 33 waagerecht: Weißenfels, Rummelsburg. — 1 und 8 senkrecht: Weißwasser, Senftenberg.

So wird bei der Olympiade gestartet

Vom Taschentuchstart zu den elektrischen Schiedsrichtern — Der elektrische Degen

Früher startete man auf Wink: am Ablauf stand ein Mann, in der Hand ein möglichst weißes Taschentuch, schwenkte es einmal nach rechts und nach links und riß dann den Arm schnell nach unten, jetzt durften die Läufer davoneilen und im gleichen Augenblick wurden am Ziel die Uhren eingestellt. Nun konnte aber ein Läufer, wenn er aufpaßte, den Augenblick des Herunterreißens berechnen und um ein weniges eher ablaufen als die anderen, ebenso konnten am Ziel Meinungsverschiedenheiten darüber entstehen, wann das Tuch „unten" war, kurzum, es kam zu sonderbaren Verwicklungen, zu Protesten, keine Zeit stimmte eigentlich, aber manchmal nahmen es die Läufer nicht allzu genau. Dann wurde die Startpistole eingeführt: beim Knall fausten die Renner ab, am Ziel jedoch mußte die Uhr in Gang gesetzt werden, wenn das Rauchwölkchen aus der Pistole kam, denn der Schall braucht ja um nur 100 Meter zurückzulegen eine gewisse Zeit (für 300 Meter eine Sekunde), um welche die Laufzeit dann nicht stimmen würde. Auch hierbei gab es Meinungsverschiedenheiten und damit Meßunterschiede.

Das Problem des nachstoßenden „Treffers"

Die immer mehr verfeinerten Methoden der Sporttechnik erfordern auch verfeinerte Meßmethoden; der Mensch kann mittels seines Auges ungefähre Unterschiede von $^1/_{10}$ Sek. wahrnehmen, bei manchen Sportarten, so beim Fechten muß er aber schneller sein, und das kann er eben nicht. Das Fechten verlangt ja bekanntlich, daß der eine Partner den anderen in einer ganz bestimmten Zeit möglichst oft trifft. Dabei folgten nun aber Stoß und Gegenstoß, Hieb und Parade blitzschnell aufeinander, die Kämpfer stehen nicht fest, sondern dürfen vor- und zurückspringen, der Schiedsrichter muß trotzdem Treffer erkennen.

Bei Florett und Säbel wird ihm das auch nicht allzu sehr erschwert, denn dabei sind nur Brust bezw. Oberkörper Ziel des Angriffs. Beim Degenfechten jedoch muß der Kämpfer seinen ganzen Körper schützen wie er auch den ganzen Körper des Gegners angreifen darf. Und das Schlimmste für den Richter ist dabei nun die Bestimmung: wer getroffen ist, aber innerhalb $^1/_{25}$ Sek. nachstößt und trifft, gilt als unverletzt, es zählt also jener Treffer nicht. Wie aber soll nun festgestellt werden, innerhalb welcher Zeit der nachstoßende Treffer erfolgte?

Der elektrische Degen

Längst verfügte die Wissenschaft über elektrische Meßmethoden, in allen großen physikalischen Laboratorien der Welt konnte man feinste und allerfeinste Zeitunterschiede feststellen. Wie aber jene empfindlichen Instrumente dem doch noch recht rauhen Kampfsport anpassen, so, daß sie empfindlich blieben und doch den Sport Sport sein ließen? Man wußte sich schließlich zu helfen, machte bei Fechten den Degen zu einem Meßinstrument.

In der Spitze wird ein kleiner Apparat eingefügt, der bei Berührung des Gegners, wenn also „getroffen" wurde, einen Stromkreis schließt. Der Strom fließt zu durch eine Leitung im Innern der Klinge, zum Handschutz, von da in Leitungen, die unter der Kleidung des Kämpfers angebracht sind, von dort zu einem Meßtisch, an den also der Fechter sozusagen „angeschlossen" ist. Dort nun, am Tisch, sitzt der Schiedsrichter, der Strom läuft durch Glocken, Glühlampen und Querverbindungen.

Ist ein Treffer erzielt, der Strom also geschlossen, so leuchten zwei Glühbirnen auf und zwei Glocken geben ein Signal; finden mehrere Kämpfe nebeneinander statt, so kann anstelle der Glocken eine hellere Lampe eingeschaltet werden, damit die Signale nicht stören. Im gleichen Augenblick, da der Stromkreis geschlossen wird, schaltet ein zweiter, im Zusammenhang stehende Apparat die Leitung des Gegners nach $^1/_{20}$ Sek. aus, bis der Schiedsrichter den Treffer markiert hat und die Sperrung wieder aufhebt. Die Anlage meldet einen Treffer innerhalb $^1/_{100}$ Sek.; der Gegner hat demnach Zeit genug, in den vorgeschriebenen $^1/_{20}$ Sek. nachzustoßen und zu treffen, nach dieser Zeit wird ein Treffer nicht mehr gemeldet.

Die Apparate, vom Internationalen Fechtverband genehmigt, stehen in den Fechthallen des Sportforums bereit und werden auch den Zuschauern durch ihre Lichtzeichen eine bessere Verfolgung der olympischen Fechtkämpfe ermöglichen.

Elektrische Stoppuhren und Filmaufnahmen

Zeitnehmer mittels elektrischer Anlagen ist übrigens auf deutschen Kampffeldern nichts Neues, bereits beim Deutschen Turnfest zu Leipzig 1912 wurden die Unmassen der Mehrkämpfer zu je zehn abgelassen und durch Tastapparate beim Ablauf ein Uhrwerk in Gang gesetzt, das beim Ziel dann ebenfalls durch Taster gestoppt wurde. Innerhalb kürzester Zeit konnten so Hunderte abgefertigt werden, allerdings kam es nur auf Zeitunterschiede von $^1/_5$ Sek. an, die Reihenfolge der Kämpfer war gleichgültig und zu guterletzt setzte gegen Abend die Anlage aus und bis in die Nacht hinein mußten nun doch wieder Männer mit Stoppuhren „stoppen".

Seitdem aber ging auf der 100-Meter-Strecke der Kampf der Läufer aller Länder um $^1/_{10}$ Sekunden los, sausten Rennfahrer in immer schnelleren Maschinen um die Bahnen oder flogen Flugzeuge über Kontinente, und bei diesen Maschinenrennen kam es auf Unterschiede von $^1/_{100}$ Sek. an. Und das konnten nur noch Maschinen registrieren. Bei den Läufern jedoch kam noch eine Schwierigkeit hinzu: im Ziel lagen sie oft Brust an Brust, je sechs warfen sich im Rudel ins Zielband, wer war der erste, der zweite, der dritte? Immer schwerer war diese Frage zu beantworten, immer dringender erscholl der Ruf nach der Zielphotographie. Die Platte kümmerte sich nicht um menschliches Hoffen und Wünschen, sie hielt unerbittlich fest, wer voran gewesen, wer als zweiter, dritter gefolgt war; mehr als ein Lauf, gerade auch bei Olympien, wurde auf Grund der Zielphotographie richtig entschieden, oft mußte ein schon als 3. Sieger ausgerufener am nächsten Tag seinen Platz aufgeben: Der Film hatte ihn als 4. gezeigt.

Düren, das Eingangstor der Eifel

Eine Musterstadt und ihre Kirmes ein rheinisches Volksfest



Rathaus und alte Giebelhäuser

Ganz rechts im Vordergrund sehen wir die Mariensäule. Das Rathaus stammt aus dem 18. Jahrhundert und nimmt in seiner ruhigen Gestalt den Blick vom Markt gefangen. Rechts davon sehen wir eine Reihe alter Giebelhäuser. Hoch reckt sich der Turm der spätgotischen Annakirche mit dem Glockenspiel. Hier wird sich eines der schönsten rheinischen Volksfeste abwickeln in diesen Tagen.



Gewandhaus

um 1450 gebaut, mit dem spätgotischen Erker. Hier wurde einst von ehrsamen Handwerkern altes Brauchtum gepflegt. Rechts davon sehen wir die St. Annakirche.

Photo: Verkehrsamt Düren

Nicht mit Unrecht bezeichnet man Düren als das Eingangstor zur Nordeifel. Die flache und hügelige Landschaft, die diese Stadt umgibt, hat mitgeholfen, ihre Form zu prägen. Große Obstgärten, saftige Wiesen in den Flußniederungen und fruchtbares Ackerland wechseln in einem bunten Durcheinander in dieser Eifellandschaft. Schmucke Dörfer mit dem typischen flämischen Baustil der Häuser winden den Kranz um diese Stadt. Zwischen den Schindel- und Ziegeldächern dieser Dörfer lugt mitunter ein altes Schloß hervor. Türme und Zinnen des Barocks oder der Renaissance. Sieht man genauer hin, so reichen die Grundmauern dieser Herrensitze in die Zeit des Romantischen hinein. Die Kirchflecken Langerwehe mit der Kirche von Kaiser Karl erbaut. Schönau mit einem herrlichen Park und einem noch herrlicheren Schloß, Burgen mit einem Wasserschloß aus dem 14. Jahrhundert, die Laufenburg, Schloß Merode und eine Reihe weiterer Schlösser und Herrensitze erzählen uns, daß hier einst eine stolze Geschlechterreihe die Geschichte der alten Reichs- und Pfalzstadt bestimmt hat. Langsam steigt nach Norden hin die Eifel an, und blickt man von diesen Höhen ins Tal, so liegt vor uns die Stadt, die jedem Besucher in ihrer Vielgestaltigkeit erfreut.

Schon früh wird Düren genannt. Zwei wichtige Straßen, die von Aachen nach Köln und die von Aachen nach Frankfurt, führen durch Düren, und wenn wir die Geschichte des deutschen Volkes an unseren Augen vorüberziehen lassen, dann wissen wir, daß die Stadt Zeiten hehren Glanzes gesehen hat. Kaiser und Könige zogen mit einem reichen Gefolge in herrlichster Pracht über ihre Straßen. Stolz und Hochmut, Niedergang und Schmach hat diese Stadt erlebt. Diese beiden Straßen bestimmten einst die Entwicklung des Stadtbildes und aus dieser Zeit zeugen noch alte Winkel und Gäßchen, die auf jeden Besucher den Zauber der Romantik ausströmen.

Ihre Bewohner kamen schon früh zu einem Wohlstand. Es war das Tuchmachergewerbe, und schon um 1226 eroberten die Dürener Tuche, die noch heute weltgefragt sind, ausländische Märkte. Die Jülicher Herrschaft brachte einen Stillstand in der wirtschaftlichen Entwicklung, aber der Fleiß und der Eifer ihrer Bewohner schaffte neues Blut und neue Kraft, die eine so starke Zirkulation mit sich brachte, daß bis in die jüngste Zeit hinein Düren im Mittelpunkt der rheinischen Wirtschaft stand, wovon ein beredtes Zeugnis ablegt, daß Düren vor dem Weltkrieg dem Steuereinkommen nach als drittreichste Stadt Preußens galt.

Ihre Bedeutung ist nur wenig gefallen und die Stadt darf sich glücklich schätzen, da sie noch zu den wenigen Flecken gehört, die sich gegenüber dem modernen Städtebau behaupten kann. Der Zahn der Zeit hat ihr nicht viel anhaben können. Das bedeutungsvollste ihrer Charaktereigenschaft ist in unsere Zeit hinübergerettet worden. Die aus dem 13. Jahrhundert stammende Annakirche steht im Mittelpunkt des Stadtbildes und ist zweifellos das architektonisch wertvollste Gebäude der Stadt. Diese schöne gotische Basilika war ursprünglich dem hl. Martin, dem Patron der Franken, geweiht. Nicht weit davon steht das alte Rathaus, das dem schönheitsuchenden Auge des Besuchers eine Weide sein wird. In seiner Behäbigkeit und seinem freundlichen Schmuck paßt es sich dem rheinischen Menschenschlag an. Eine Reihe weiterer stattlicher Giebelhäuser im Stil der Renaissance und des Barocks drücken dem Stadtkern den Stempel einer alten deutschen Stadt auf. Das Gewandhaus mit seinem herrlichen spätgotischen Erker ist das Wahrzeichen der Zünfte, die hier Jahrhunderte hindurch alte deutsche Handwerkersitten und Brauch pflegten. Ist die Altstadt in ihrem Kern noch das Bild des Mittelalters, so finden wir die angrenzenden Stadtteile mit modernen Bauwerken gefüllt, wovon der große Wasserturm am Ende der Kölnstraße eine architektonische Glanzleistung ist.

Ein ganzer Stadtteil trägt den Namen Hoesch. Geheimrat Leopold Hoesch zog von hier ins Land der Kohle und des Eisens nach Dortmund und gründete dort sein Weltunternehmen. In diesem Hoeschviertel liegt die Marienkirche, das Museum und der Theaterbau. Von der Familie Leopold Hoesch ist das Museum und von der Familie Eberhard Hoesch das Theater gebaut worden. Stilecht und wuchtig liegen diese Kulturstätten da, umgeben von einem Grüngürtel. Die neue Zeit hat hier schon gestaltet und wird noch viel Neues und Schönes schaffen.

Ihren Ruhm und den Reichtum erhielt die Stadt durch die nie erlahmende Schaffenskraft ihrer Bewohner. Eine Reihe von Männern, die mitgeholfen haben die deutsche Industrie zu hohem Ansehen zu verhelfen, wirkten hier und sind Bürger dieser Stadt. Ihre Geschlechter wuchsen auf Dürener Boden. Namen wie Schoeller, Hoesch, Renker, Schüll, Peill und noch viele andere mehr, sind hier zu Hause. Ihre Werke befinden sich noch heute in Privathand und zeugen von dem Hansageist, der diesen Männern zu eigen ist.

Nicht allein bauliche Schönheit und herrliche Natur bestimmen das Bild der Stadt, sondern die Vorstädte besitzen den Puls der Industrie. Zu nennen ist die Dürener Papierindustrie, die wohl hauptsächlich dazu beigetragen hat, die weltweite Bedeutung Dürens zu begründen. In der Metallindustrie nimmt das Dürener Duraniawerk eine Favoritenstellung ein. Unsere Zeppeline und Flugzeuge beziehen ihren metallenen Leib aus Düren. Nicht zu verkennen ist die Bedeutung der Dürener Wirtschaft, ob es Textil, Papier oder Metall ist, für die Eroberung der Auslandsmärkte. Die alte Patrizierstadt hat neben dem Gesicht der stillen Geruhsamkeit der Pflege von Kultur auch die Geschäftigkeit einer Industrie, die sich würdig den rheinisch-westfälischen Eisen- und Kohlenzentren zur Seite stellen kann.

Wenn wir dieses alles erwogen haben, so wollen wir nicht vergessen, daß die Stadt Düren noch eine andere Bedeutung hat, die für den Schlag der rheinischen Bevölkerung maßgeblich ist. Es ist die Annakirmes, und wenn schon in irgendeiner deutschen Stadt Kirmes gefeiert wird, so werden ihre Ausmaße und ihr Inhalt doch niemals an die Dürener Kirmes heranreichen, denn hier ist es ein rheinisches Volksfest. Der Anlaß zu dieser Kirmes ist folgender:

War früher der hl. Martin Schutzpatron der Stadt Düren, so ist es heute die hl. Anna. Im Januar 1501 gelangte durch einen Steinmetz eine Reliquie der hl. Anna aus der Stiftskirche in Mainz nach Düren, worauf die Dürener sehr stolz waren, nun endlich eine Reliquie in ihren Mauern zu haben. Jedoch waren die Mainzer damit nicht einverstanden und es begann ein toller Händel, der vom Papst Julius dahin entschieden wurde, daß die Reliquie in Düren verblieb und zum Andenken an diesen Tag wurde ein Volksfest gefeiert, das acht Tage lang, von Ende Juli bis Anfang August, dauert. In diesen Tagen erwacht wieder, wie zu Karneval, das rheinische Tempo einer 41 000 Einwohner zählenden Stadt, die 1200 Jahre alt ist. Rund um die Annakirche und das Rathaus, über die Hauptstraßen, überhaupt die gesamte Innenstadt ist mit Buden, Schaukeln, Karussells, Arenen und was sonst noch alles zu einer Kirmes gehört, überschwemmt. Die Betriebe haben für diese Tage ihre Werkzeiten verkürzt. Die Dürener Annakirmes ist nicht eine Angelegenheit einer bestimmten Schicht des Volkes, sondern arm und reich geben sich dort ein Stelldichein; der einfache Arbeiter und der große Industrielle gehen zwischen den Buden einher, und das Fräulein der Familie Geheimrat trägt ihr Lebkuchenherz genau so an dem glänzenden Faden, wie die Spinnerin aus der Weberei. Acht Tage lang orgelt und quitscht, summt und brummt, singt und pfeift es um die Annakirche und der Mariensäule. Das Glockenspiel fällt viertelstündlich mit ein und der pausbackige Jesusknabe auf dem Arm der Maria lächelt dazu. Wenn die Dürener ihm das ganze Jahr Kerzen in tiefer Ehrfurcht geopfert haben, so hat er Verständnis dafür, daß man ihn acht Tage lang vergißt und sich dem Frohsinn der reinen Freuden hingibt. Nicht allein aus der Stadt oder der näheren Umgebung eilen die Menschen dahin. Die Besucher kommen aus Köln und Aachen und nicht zu vergessen die Eifeler, die dem harten Boden in mühseliger Arbeit das ganze Jahr hindurch den kärglichen Verdienst abgewinnen, bevölkern das Annafest, ein Volksfest, wie es eben nur die Rheinländer und ganz besonders die Dürener feiern können. Keiner wird es leid, jeden Tag durch die Schlangenreihen der Kirmesstände zu bummeln. Locken ihn nicht die Darbietungen der Kirmes, so trifft er Freunde, Verwandte und Bekannte. Die Bürger aus Düren, die das Schicksal irgendwohin verschlagen hat, und nur selten ihre alte schöne Heimatstadt aufsuchen können, kommen zu „Anna" ganz bestimmt, denn nicht nur die Stadt hat ihre Kirmes, sondern jede Familie hat ihre Kirmes. In jeder Familie ist acht Tage lang der Kaffeetisch gedeckt, wobei die Aachener Printen den größten Berg stellen. In echt rheinischer Gemütlichkeit finden sich alle zusammen und vergessen für acht Tage die Sorgen des Alltags. Es ist ein Erleben der rheinischen Volksseele und ein sich dem Frohsinn Hingeben, wie es nur der Rheinländer kann.

Geschichten, die das Leben schrieb . . . . .

Bei einem Wirte menschenkund . . .

Von Bruno Nelissen Haken

Wir hielten an dieser unscheinbaren, unmittelbar an der Landstraße gelegenen Gastwirtschaft. Brechend voll der einzige Raum von sonntäglichen Automobilisten, Motorradfahrern, Radlern, Wanderern. Mühsam Platz gefunden; alle Tische, durcheinander, voll besetzt.

Wir machen uns Gedanken darüber, wie wohl der Wirt sich unter dieser bunten Gesellschaft zurechtfinden könne; der Mann bediente als einziger, schänkte aus, trug Bier an die Tische, war zum Kassieren da, wenn einer sich zum Gehen rüstete. Es schien, als müsse so ein Wirt, überrascht und bestürzt von so zahlreicher Menge fremder Gäste, irgendwie verzagen oder fahrig werden. Die Möglichkeit, dieser oder jener ehrenwerte Gast, vorsätzlich oder vergeßlich, möchte sich empfehlen, ohne die Zeche zu bezahlen, lag immer nahe.

Es wurde spät, wir blieben die letzten im Lokal. Und zum Schlusse, freundlich aufgefordert, bieder vertraut, setzt sich der Wirt an unseren Tisch.

Ob er das Geschäft denn übersehen könne, bei einem solchen Trubel? fragten wir ihn. Ob er nicht Verlust zu buchen habe, hier und da an einem Tisch? Habe er denn im Gedächtnis, was jeder einzelne Gast verzehrt? Es müsse doch schwer sein, nachträglich jede einzelne Zeche mit jedem einzelnen der vielen Gäste noch in Zusammenhang zu bringen; er kennte sie doch nicht, die meisten sähe er doch zum ersten, einzigen Mal in seinem Leben??

Der Wirt lächelt, ein unbeschreibbar kundiges, wissendes, von einer seltsamen Ueberlegenheit getragenes Lächeln. Steht auf, holt einen Block Notizpapier vom Schanktisch: statt der Tischnummern und Zahlen ist dies Papier von merkwürdigen Zeichnungen bedeckt, daneben kurze Bemerkungen und die Ziffern der Zechbeträge.

Daraus werden wir nicht klug: es müsse doch so sein, daß jeder Tisch für ihn eine Nummer habe, und dann, allerdings — irgend ein Verfahren müsse es für ihn wohl geben, festzuhalten, was jeder einzelne an einem solchen Tisch verzehre — was zum Beispiel jeder einzelne von uns, an unserem Tische hier, heute abend verzehrt habe.

Der Wirt nimmt ein Blatt seines Blockes, sieht kurz hinein, nennt jedem von uns seinen Zechbetrag — genau und mit selbstverständlicher Sicherheit ... Gewiß, zunächst wisse er ja die Tischnummer, häufig bezahle ja einer für andere mit, oft sei eine zusammengehörige Gesellschaft an einem Tisch; aber wenn es so käme wie heute, wo Dritte und Vierte an jedem Tische saßen ...

Es zeigt sich, daß der Wirt seine Ergebnisse nicht immer nur aus Tischnummern oder sonstigen, gewöhnlichen Anhaltspunkten zu entnehmen pflegt —: er liest sie heraus aus den merkwürdigen Zeichnungen und Bemerkungen seines Notizblocks.

Und nun ergibt sich:

Mit irgendeinem feinen, seltsamen, fast unheimlichen Sinn für Physiognomien begabt, hat dieser Mann an jedem einzelnen seiner Zufallsgäste irgendein besonderes Merkmal erspäht; er hat dies mit ein paar kurzen, zeichnerisch nicht sonderlich gewandten, aber überaus treffsicheren Strichen oder mit einem kurzen, kennzeichnenden Wort zu Papier gebracht.

Da fand sich nichts weiter als eine Nase, phantastische Nase allerdings, auch uns schon an einem der Gäste aufgefallen. Absonderliches Ohr, abstehend, kraß, brutal, man sieht fast das Gesicht zu diesem Ohr. Die Linie eines Hinterkopfes, dicker, faltiger Hals. Ein paar gierig aufgeworfene Lippen, die Form eines Scheitels, einer Frisur, eines Kragens, der Krawatte — eine Brille, ein Kneifer, ein merkwürdiger Damenhut.

Und ein kurzes Wort: „Der Wichtigmacher", „Geizkragen", „Lehrer", „Kellner" — — „am Zoll":

Phantastische Auslese von Typen, Merkmalen, Absonderheiten — von Menschengesichtern schlechthin, die hinter allen diesen merkwürdigen Figuren und Bezeichnungen doch stehen mußten ...

Nun haben wir unter allen diesen Menschen gesessen, wir wie sie, gleichgültig voreinander und nur an uns selber interessiert — und nun ersteht mit einemmal vor uns dies übergültige Bild von Menschen, Gesichtern, Gestalten, Figuren, Eigenheiten, Charakteren, wie nur ein großer Menschenkenner ein Kundiger und Wissender, es seherisch erfassen kann. Was für eine Versammlung von Gutem, Schlechtem, Rührendem, Abstoßendem, Vertrautem, Unheimlichem, Gemeinem in diesen Menschen neben uns, in dieser kurzen, abendlichen Begegnung! Groteske, unterlegene, von sehenden Augen irgendwie entblößte Versammlung der „Gezeichneten" — vor der geheimnisvollen Ueberlegenheit eines einfachen Mannes aus dem Volk ...

Ein Wirt, er schänkt Bier und kassiert — gewiß ist dieses alles keine große, geklärte Ueberlegenheit. Aber es ist wohl doch, aus blutvollen Gründen kommend, das tiefe menschliche Wissen von Menschen und menschlichen Dingen.

Kleines Erlebnis unterwegs, nachdenklich und lehrhaft; aber es fehlt noch eine Pointe:

Es hat keiner von uns gefragt: welche Merkmale und Charakteristiken der Wirt denn nun von uns verzeichnet habe ...?

Eitelkeit, Empfindlichkeit, das große Selbstbewußtsein? Oder die kleine, unheimliche Angst vor der grausamen Wahrhaftigkeit unseres Abbilds, die uns schweigen machte ...?

Wir brachen sehr bald auf. Diese Frage ging unter im Hallo des Aufbruchs.

Ein Toter erzählt von seinen Erlebnissen . . .

In der Abruzzenstadt Tagliacozzo starb kürzlich der Landmann Filippo Pascuni an Lungenembolie. Sein Tod wurde, nachdem das Herz aufgehört hatte zu schlagen, von den Aerzten einwandfrei festgestellt. Dennoch entschloß sich der Chefarzt der „Römischen Klinik" zu einem außergewöhnlichen Versuch. Durch eine kühne Operation wollte er dem bereits Hinübergeschlummerten das Leben wiedergeben. Die Operation gelang tatsächlich, und der tote Filippo erwachte nach 30 Minuten wieder zum Leben. Er geht heute heute wieder seiner Arbeit nach und ist einer der seltenen Menschen, der von sich erzählen kann, daß er schon einmal 30 Minuten lang tot gewesen ist....

Nun aber ist der auferweckte Filippo nach seinen Erinnerungen während der Zeit seines vorübergehenden Todes gefragt worden, und er mochte auch hierüber sehr aufschlußreiche Auskünfte zu geben.

„Ich wußte anfangs nicht", so berichtet er, „was mit mir geschehen war. Doch hatte ich für einen Augenblick den Eindruck eines heftigen Schmerzes im Herz und das Gefühl, als täte ich einen furchtbaren Sturz. Vor meinen Augen tanzten auf einem schwarzen Hintergrunde unzählige Pünktchen herum, große gelbe und rote Räder wirbelten ineinander umher. Ich empfand den Zwang zu schreien, ohne es jedoch zu können. Zwei Eindrücke waren besonders klar: Irgend jemand fühlte mir den Puls, während ich regungslos ausgestreckt lag. Wiederholt versuchte ich mit aller Kraft, die Augen zu öffnen, aber es war mir, als fehlten mir die Augenlider. Ich glaubte dann ein Wispern um mich her zu vernehmen und empfand ein mächtiges Leuchten, aber es war ein kaltes Licht ohne Tönung. Der Gedanke an den Tod der mir in dieser Zeit kam, erschreckte mich nicht, sondern erfüllte mich mit einer merkwürdigen Neugier."

Von den Vorgängen bei der Wiederbelebung hat Filippo keine Erinnerung. Als er wieder zu sich kam, war es ihm, als ob er aus einem tiefen, erfrischenden Schlaf erwacht sei.

Prozeß um eine Zahnbürste

In England lacht man über einen merkwürdigen Prozeß, der in diesen Tagen sein Ende fand, nachdem er zuvor den Amtsschimmel geplagt hatte. Der Spleen eines Reisenden und ein seltsamer Zufall führten diesen Rechtsstreit herbei, bei dem es um — eine Zahnbürste ging.

Die Sache begann damit, daß Mr. Rogers auf dem Bahnhof in London in den Zug nach Edinburgh einstieg. Er hatte einen Reisekoffer und ein winziges Päckchen in der Hand. Dieses Päckchen wollte er im Gepäckwagen als „hochversichertes Reisegut" abgeben. Auf die Frage des Beamten nach dem Inhalt erklärte Mr. Rogers, es befinde sich seine Zahnbürste darin. Hierauf lehnte der Bahnbeamte die Annahme ab mit der Begründung, eine Zahnbürste sei ein wertloser Gegenstand, der nicht versichert zu werden brauche. Außerdem könne der Reisende die Bürste in seinem Koffer unterbringen.

Mr. Rogers aber wandte ein, es handele sich um ein altes Familienerbstück, das ihm sehr wertvoll sei, und die Versicherungsbedingungen der britischen Eisenbahn enthielten keine Bestimmung, durch die eine untere Grenze für versichertes Reisegut festgesetzt sei. Nach langem Hin und Her wurde die Zahnbürste schließlich angenommen und mit 20 Pfd. versichert.

Als Mr. Rogers in Edinburgh den Zug verließ und seine Zahnbürste abholen wollte, war etwas Merkwürdiges geschehen: Die Zahnbürste war verschwunden! Trotz eifrigen Suchens im Gepäckwagen blieb das Päckchen unauffindbar. Hierauf verlangte Mr. Rogers Schadenersatz in Höhe von 20 Pfund. Die Beamten wiesen diese Forderung ab und erklärten, eine Zahnbürste koste höchstens 2 Schilling, aber nicht 20 Pfund. Mr. Rogers ging zur nächsten Instanz und landete schließlich bei der Direktion der britischen Eisenbahngesellschaft. Hier wurde sein Anspruch „wegen Nichtigkeit" abgewiesen.

Nunmehr verklagte Mr. Rogers die Eisenbahn. Ein großer Prozeß begann, in dem viele Beamten und Sachverständige aufgeboten wurden. Das Gericht entschied schließlich, daß Mr. Rogers durchaus in seinem Recht sei und daß die Gesellschaft ihm seine 20 Pfund zu zahlen hätte. So ist Mr. Rogers in den Besitz einer Summe gelangt, mit der er ein kleines Zahnbürstengeschäft begründen konnte. Außerdem hat er den Antrag einer großen Zahnbürsten-Firma erhalten, als Reklamechef bei ihr einzutreten.

Lehar kontra Lehar

Erst ein Einbruch, dann ein Plagiats-Prozeß — das ist auch für einen Mann, der so frohsinnige Musik komponiert wie Franz Lehar, zu viel. Zum dritten Mal in wenigen Monaten rief der Komponist dieser Tage die Hilfe der Gerichte an.

Franz Lehar bewohnt das berühmte Schikanederschlößl in Heiligenstadt, ein kleines Kunstwerk mit herrlichen Bildern und Skulpturen, einer kleinen Kapelle und einem prächtigen Garten an der Donau. Das Schikanederschlößl steht unter Denkmalsschutz. Aber dieser Schutz erwies sich neuerdings als unzureichend. Denn Meister Lehar bat in einer Anzeige an das Polizeikommissariat Döbling, sein Schlößchen auch unter Lärmschutz zu stellen. Der Komponist beklagt sich in der Anzeige über seine Nachbarin, aus deren Wohnung „ununterbrochen verschiedene, zum Teil mechanisch erzeugte musikalische Geräusche" in seine gegen Mißtöne besonders empfindlichen Ohren dringen. Und das Kommissariat gab der Klage Lehars statt und lud die beklagte Dame wegen störenden Lärms zur Einvernahme vor.

Als man ihr jedoch die Beschwerde Lehars mitteilte, gab es eine Ueberraschung für alle Beteiligten Die Beklagte erklärte nämlich, daß sie nur die Absicht gehabt habe, dem Meister zu huldigen. Sie ließ, wie sie durch Zeugen nachweisen konnte, fast ausschließlich Grammophonplatten mit Leharscher Musik spielen.

Der Polizeirichter ließ nach dieser Erklärung die Sache ruhen. Denn da die störenden „musikalischen Geräusche" von Lehar selbst komponiert wurden, käme die Klage des Komponisten schließlich auf eine Klage gegen sich selbst heraus. Vielleicht schafft sich seine Nachbarin, die sich bitter enttäuscht fühlt, ein neues und besseres Grammophon an. RD

Die gesperrtigen Bogenschützen

Ein Spuk narrt eine Armee

Der Revolver, der ein Kleiderbügel war. — Sinnestäuschungen verursachen seltsame Unfälle. / Von Günther Erlenbeck

Bei einer großen Zahl von Unfällen, an denen Kraftwagen beteiligt sind, lassen sich die Umstände, die zur Katastrophe führten, später nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Meistens ist der Fahrer tot, er kann nichts mehr aussagen. Etwaige Fahrgäste, die mit dem bloßen Schrecken davongekommen sind, geben sehr häufig an, daß sie das Verhalten des Fahrers kurz vor dem Unfall einfach nicht begriffen hätten. Er habe ohne ersichtlichen Grund seinen Wagen geradewegs in das Unglück heingesteuert.

Die Wissenschaft erklärt das unverständliche Verhalten des Fahrers damit, daß er einer Sinnestäuschung zum Opfer gefallen sei. Solche Sinnestäuschungen werden in den meisten Fällen durch einen Zustand der Erschöpfung ausgelöst. Man unterscheidet dabei Halluzinationen — Wahrnehmungen ohne einen Reiz von außen — und Illusionen, krankhaft veränderte Wahrnehmungen wirklicher Gegenstände.

Als vor einiger Zeit eine Frau in Chikago ein Zimmer aufräumte, ertönte plötzlich ein lauter Knall, und sie fühlte einen heftigen Schlag gegen ihre Brust. In Todesangst stürzte sie aus dem Hause, laut schreiend, es sei auf sie geschossen. Im nächsten Augenblick fiel sie bewußtlos zu Boden. Im Krankenhause ließ sich keine Spur eines Kugeleinschlags finden. Dagegen ergaben die in der Wohnung der Frau angestellten Ermittlungen, daß der Knall von dem Revolver des Ehemannes stammte. Die Waffe steckte in der Tasche eines an der Wand hängenden Rockes. Der Schuß hatte sich irgendwie gelöst, die Kugel war indessen an der Frau vorbeigegangen. Der Schlag gegen die Brust rührte von einem Kleiderbügel her, der von seinem Haken an der Wand gerade herunterfiel, als der Revolverschuß ertönte. Daß die Frau von der Kugel getroffen sei, war nichts als eine Halluzination.

Eine ans Komische grenzende Sinnestäuschung trat bei einem Mann auf, der plötzlich einen Erstickungsanfall erlitt. Dabei hatte er das Gefühl, er habe sein falsches Gebiß verschluckt, das nun in der Speiseröhre stecke. Kaum imstande zu atmen, eilte er zum nächsten Krankenhaus, wo die Aerzte indessen nichts Besonderes finden konnten. Auch eine sofort ausgeführte Röntgenaufnahme lieferte keinen besseren Erfolg.

Die Aerzte überlegten noch, was mit dem Manne zu machen sei, als vom Hause des „Kranken" angerufen wurde. Seine Frau teilte mit, sie habe soeben das angeblich verschluckte Gebiß an seinem gewohnten Platz in einem Glas Wasser auf dem Waschtisch gefunden. Der erste Hustenanfall war hier wohl echt gewesen und ganz zufällig erfolgt, der folgende aber war eine Halluzination, veranlaßt durch den unerwarteten Erstickungsanfall und die Beobachtung des Mannes, daß sein Gebiß fehlte.

Mehrfach sind in den letzten Jahren in Newyork Führer von Untergrund- und Hochbahnen rücksichtslos in auf demselben Gleise stehende Züge gefahren, obwohl alle Signale sich in Ordnung befanden. Auch war in allen Fällen die Sicht so gut, daß mindestens der letzte Wagen des gerammten Zuges deutlich erkennbar gewesen sein mußte. Die Untersuchung der betreffenden Beamten ergab, daß mit ihren Augen oder ihrem Gehirn etwas nicht stimmte und sie die Gefahr daher nicht erkannt hatten.

Nach der Katastrophe der „Titanic", die einen Eisberg rammte und mit 1600 Menschen unterging, herrschte auf zahlreichen Schiffen viele Monate lang eine wahre Epidemie. Die von ihr Ergriffenen — meistens die Wachoffiziere auf der Brücke — sahen immer neue Eisberge in ihrem Fahrwasser auftauchen. Im Nu wurde das Schiff angehalten und alles in die Boote geschickt. Wenn aber der Kapitän auf der Brücke erschien, war nicht das geringste Verdächtige zu sehen. Wahrscheinlich hatte den wachhabenden Offizier eine weiße Nebelbank getäuscht; er glaubte darin einen Eisberg zu erkennen, der gerade auf das Schiff zutrieb.

Geschichtlich verbürgt ist eine Massenhalluzination, die im Weltkriege auftrat. Die Engländer befanden sich nach der Schlacht von Mons auf dem Rückzuge und hatten das geschichtlich denkwürdige Azincourt erreicht, wo im fünfzehnten Jahrhundert König Heinrichs V. Bogenschützen die Franzosen entscheidend geschlagen hatten. Rauch und Nebel schufen bei der geringen Helligkeit der Nacht seltsame Gestalten. Da lief plötzlich durch die erschöpften englischen Regimenter die Meldung, daß die alten Bogenschützen sich aus ihren Gräbern erhoben hätten und die Deutschen mit Pfeilen beschössen. Zweifellos waren nicht wenige der Engländer fest überzeugt, diese geisterhaften Bogenschützen wirklich zu sehen. Die unerwartete vermeintliche Hilfe gab den Truppen neuen Mut. Sie griffen wieder zu den Waffen, wiesen den Angriff erfolgreich ab und konnten ihren Rückzug ungestört fortsetzen.

Taucher untersuchen Napoleons Flotte

Englands volkstümlichster Seeheld, Admiral Nelson, vernichtete im Jahre 1798 die französische Flotte bei Abukir. Kürzlich ist nun eine der größten Taucher-Expeditionen, welche die Welt bisher gesehen, von Spezia in Italien ausgelaufen. Fahrtziel: jene Stätte an der ägyptischen Küste, wo einst die französischen Schiffe im feindlichen Feuer untergingen. Soweit man bisher feststellen konnte, liegen dort mindestens acht große französische Linienschiffe neben zahlreichen kleineren Einheiten und Kauffahrteischiffen im Schlick vergraben. Bis auf den heuten Tag hat sich die Ueberlieferung erhalten, es befänden sich an Bord der gesunkenen Schiffe reiche Schätze an Gold, Silber und sonstigen Kunstgegenständen, darunter viele wertvolle Beutestücke, die Napoleon aus dem Feldzug in Aegypten zugeflossen seien und die mit der Flotte nach Frankreich befördert werden sollten. Finanziert wird das ganze Unternehmen von einer französischen Bergungsgesellschaft. An der Spitze der Expedition steht der italienische Ingenieur Seminatti, in dessen Begleitung sich zwei Taucher aus Spezia sowie zwei weitere von der ägyptischen Küste befinden, die mit den örtlichen Verhältnissen seit Jahren auf das beste vertraut sind. Nach glaubhaften Berichten mehrerer Sachverständiger liegt die französische Flotte rund 70 Seemeilen nordöstlich von der Hafenstadt Alexandria entfernt, und zwar 25 bis 30 Meter unter dem Meeresspiegel, also verhältnismäßig noch in einer leicht erreichbaren Tiefe. Man weiß bestimmt, daß vor allem das französische Admiralsschiff „L'Orient", das von einem Volltreffer ereilt, mit gewaltigem Krach in die Luft flog, reiche Schätze an Bord führte, die bei der Explosion mit zugrunde gingen. Im Verlauf der Taucherarbeiten hofft man auch einige Originalbriefe und Kriegsskizzen Napoleons ans Tageslicht zu fördern, die ebenfalls in der Kajüte eines der gesunkenen Schiffe lagern sollen.

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, den 2. August 1936.

Nicht alle dunklen Wolken regnen!

Wettersprüche für den August

Wir haben nun wirklich genug Regen gehabt und hoffen, daß nach dem gründlich verregneten Juli der August — als unser Ferienmonat — weniger Regen und mehr Sonnenschein bringen wird. Alle Wettervorberichte haben wir mit Eifer gelesen und schließlich auch den „Hundertjährigen" wieder durchgeblättert in der Hoffnung, da beruhigende Aussprüche für den August zu finden. Da war es wenigstens ein Trost, in den uralten Wettersprüchen für den August das Wort „Regen" nicht allzu oft zu finden, und der allertröstlichste Wetterausspruch für den August lautet:

Nicht alle düsteren Wolken im August lassen Regen fallen!

Wirklich ein tröstlicher Ausspruch; hoffentlich erfüllt er sich auch. Aber nicht nur die Ferienreisenden, auch die Landwirte wünschen im August wenig Regen, denn die alten Aussprüche lauten:

Im August viel Regen, ist dem Wein kein Segen.
Je dicker die Regentropfen im August, je dünner wird der Most.
Nasser August macht teure Kost.
Trockener August ist der Bauern Lust.

Also hoffen wir, daß der August trocken bleibt — es wird doch wirklich Zeit!

Neuer Direktor bei der Schulabteilung der Arnsberger Regierung

Die Pressestelle der Regierung in Arnsberg teilt mit: Regierungs- und Schulrat Dr. Matthäus von der Regierung in Liegnitz ist mit der vertretungsweisen Verwaltung der Regierungsdirektorstelle bei der Arnsberger Regierung, die bisher vom Regierungsdirektor Knoop innegehabt wurde, beauftragt worden.

An unsere Bezieher!

Wir bitten unsere Bezieher im eigenen Interesse, die Bezugsgebühr für unsere Zeitung nur gegen Aushändigung einer gedruckten und für den betreffenden Zeitraum gültigen Bezugsquittung zu entrichten. Unsere Boten sind angewiesen, dem Bezieher bei der jedesmaligen Zahlung eine derartige Quittung zu übergeben.

Verlag des „Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung".

25jähriges Dienstjubiläum

Am heutigen Tage kann der Küster Klagges auf eine 25jährige Tätigkeit an der evangelischen Kirche in Ickern zurückblicken. Zu seinem Jubeltag sind dem Jubilar von der Kirchengemeinde manche Ehrungen zuteil geworden.

Sicherstellung des landwirtschaftlichen Kräftebedarfs

für die Erntezeit im Landesarbeitsamtsbezirk Westfalen durch die Arbeitsämter

Das Landesarbeitsamt Westfalen teilt mit:

Der Sicherstellung des landwirtschaftlichen Kräftebedarfs im Landesarbeitsamtsbezirk Westfalen für die Erntezeit gilt die erhöhte Aufmerksamkeit des Landesarbeitsamtes. Um einen Ueberblick zu gewinnen, hat es durch die Arbeitsämter zusammen mit den Kreisbauernführern feststellen lassen, in welchem Umfange landwirtschaftliche und sonstige Arbeitskräfte für die Einbringung der Ernte zusätzlich benötigt werden.

Hiernach haben 25 von 31 Arbeitsämtern gemeldet, daß sie in der Lage seien, mit ihren Arbeitslosen die im eigenen Bezirk erforderliche Anzahl an landwirtschaftlichen Arbeitskräften zu stellen. Sechs Arbeitsämter glauben ihren Bedarf mit Arbeitskräften ihres eigenen Bezirks nicht decken zu können. Es handelt sich dabei um etwa 800 bis 1000 Arbeitskräfte. Das ist nur 1 Prozent der zurzeit in der westfälischen Landwirtschaft gegen Entgelt beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen, nämlich 64 700 männliche und 31 200 weibliche Arbeitskräfte, zusammen 95 900 Arbeitskräfte.

Für diesen Bedarf stehen aber nach den vorliegenden Meldungen bei anderen westfälischen Arbeitsämtern geeignete Arbeitslose in völlig ausreichender Zahl zur Verfügung, obgleich im Monat Juni 1936 noch 1679 landwirtschaftliche Arbeitskräfte in die außerwestfälische Landwirtschaft vermittelt wurden, da Anforderungen hierfür seitens der westfälischen Landwirtschaft nicht vorlagen.

Demnach sind bei den westfälischen Arbeitsämtern noch ausreichende Arbeitskräfte zur Einbringung der Ernte vorhanden; zu irgendwelchen Beunruhigungen oder besonderen Maßnahmen ist ein Anlaß zurzeit nicht gegeben.

Anträge auf Arbeitskräfte sind alsbald bei den Arbeitsämtern, gegebenfalls durch die Ortsbauernführer einzureichen.

Fahrrad gefunden

Auf der Viktoriastraße wurde am 27. Juli ein Herrenfahrrad mit schwarzem Gestell und schwarzen Felgen mit gelben Streifen und dunkelbraunem Sattel gefunden. Der rechtmäßige Eigentümer kann sich zwecks Empfangnahme des Rades bei der Kriminalpolizei melden.

Jubiläum in der Evang. Kirchengemeinde Ickern

Vor 25 Jahren wurde das Lutherhaus als Notkirche errichtet

Am heutigen Sonntag begeht die Evangelische Kirchengemeinde Ickern ein schönes Jubiläum, das 25jährige Bestehen des Lutherhauses. Als im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts der Bergbau in der stillen Landgemeinde Ickern seinen Einzug hielt, und die Einwohnerzahl um ein vielfaches sich steigerte, mußten auch Mittel und Wege zur kirchlichen Versorgung gefunden werden. Damals gehörte Ickern zur Kirchengemeinde Mengede. Seit Advent 1908 wurde regelmäßig zweimal im Monat von den Pfarrern der Gemeinde Mengede in einem würdig ausgestatteten Raume der Hermannschule Gottesdienst abgehalten. Schon damals beschäftigte man sich mit der Frage des Kirchenbaues. Zunächst jedoch ging man auf ein Angebot der Zeche „Victor" ein, die sich bereit erklärte, eine Notkirche zu errichten, die der Kirchengemeinde geschenkt wurde. Diese Notkirche erhielt den Namen „Lutherhaus". Am 30. Juli 1911 fan der erste Gottesdienst darin statt. Wohl niemand hätte gedacht, daß diese einfache Stätte 25 Jahre hindurch der Gemeinde als Gotteshaus würde dienen müssen. Zunächst zerstörte der Krieg die Kirchbaupläne, die schon ihrer Ausführung nahe waren. Die darauf folgende Inflation ließ aufs neue alle Hoffnungen zerrinnen. In den nächsten Jahren versuchte die Gemeinde durch eifrige Sammeltätigkeit des Kirchbauvereins und durch eiserne Sparsamkeit auf allen Gebieten ihr Ziel, den Kirchbau, zu erreichen, jedoch legte dieses Mal der allgemeine wirtschaftliche Rückgang unüberwindliche finanzielle Hindernisse in den Weg. So mußte die Gemeinde sich in ihrer Notkirche einrichten. Im Jahre 1926 wurde eine Orgel eingebaut, drei Jahre später der längst zu klein gewordene Raum durch einen Erweiterungsbau mit Turm vergrößert. So steht das Lutherhaus heute da, kein ragender Bau, und doch rufen seine Glocken auf, in Freud und Leid die Gedanken nach oben zu lenken. Trotz seiner Schlichtheit ist es der Gemeinde eine rechte Heimstätte im Mittelpunkt des Gemeindelebens geworden. Zum heutigen Weihefeste ist das Lutherhaus festlich geschmückt, und die Gemeinde begeht diesen Tag dankerfüllt für den Segen, den die Verkündigung des Gotteswortes an dieser Stätte ihr gebracht hat, zugleich aber in der Hoffnung, daß der wirtschaftliche Aufschwung im Dritten Reich auch ihr in nicht allzuferner Zeit die Möglichkeit gibt, ein Gotteshaus zu errichten.

Schutz für die Kleingärtner

Die Erhaltung der Anlagen wird weitgehend gesichert

Zu den Bemühungen der nationalsozialistischen Regierung um körperliche und seelische Gesundung unseres Volkes gehört nicht zuletzt die Förderung des Kleingartenwesens, das zu den brauchbarsten Mitteln zählt, mit denen der weiteren Verstädterung entgegengewirkt werden kann. Durch finanzielle und sonstige Maßnahmen hat die Reichsregierung schon wiederholt ihr praktisches Interesse am Kleingartenwesen gezeigt. In allen Kreisen der Bevölkerung ist bekannt, mit welcher Liebe der Kleingärtner an seinem mit großem Fleiß und vielen Opfern an Freizeit geschaffenen Fleckchen Erde hängt, das ihm nach schwerer Tagesarbeit Erholung bietet oder das ihm sogar zur Heimstätte geworden ist. Die kleine Fläche mit der fast unscheinbaren Laube bedeutet dem Kleingärtner ja eine ganze Welt. Sie liefert ihm Nahrungsmittel, ersetzt ihm eine Sommerreise, ist ihm Licht-, Luft- und Sonnenbad, und ermöglicht es ihm überhaupt, in nächster Nähe der Stadt die Segnungen der Naturverbundenheit zu genießen. Aus all diesen Gründen ist es notwendig, den vorhandenen Bestand an Kleingartenanlagen zu erhalten und zu schützen.

Dieser Notwendigkeit hat der Reichs- und Preußische Arbeitsminister in einem Erlaß an die Landesregierungen usw. Rechnung getragen. Der Erlaß beschäftigt sich mit der Frage, in welchen Fällen Kleingartenanlagen für andere Zwecke verwendet werden können. Grundsätzlich muß ein wichtiger Kündigungsgrund vorliegen. Infolge der verschiedenartigen Beurteilung des „wichtigen Kündigungsgrundes" bei den einzelnen Behörden wurde der Wunsch nach einheitlicher Regelung dieser Frage laut. Der Erfüllung dieses Wunsches konnte nicht Rechnung getragen werden, weil die örtlichen Verhältnisse zu sehr verschieden sind. Der Reichs- und Preußische Arbeitsminister weist jedoch auf folgendes hin:

Wird ein Pachtvertrag über ein Kleingartengelände gekündigt, um das Land für andere Zwecke zu verwenden, so liegt kein wichtiger Kündigungsgrund vor, wenn das Kleingartengelände in Freiplätze, Sportplätze u. dgl. umgewandelt werden soll. In den Richtlinien vom Februar 1933 war bekanntlich ausgesprochen, daß Kleingartenanlagen nicht für Zwecke der Kleinsiedlung in Anspuch genommen werden können. Das ist nur dann zulässig, wenn es zugunsten der Kleingärtner selbst geschehen soll. Diese Bestimmung ist in Zukunft sinngemäß auf alle anderen Wohnungs- und Siedlungsbaumaßnahmen, soweit diese vom Reichs- und Preußischen Arbeitsminister unterstützt werden, anzuwenden. Von dieser Regel darf nur in besonderen Fällen abgewichen werden. Für andere Bauvorhaben wird das Vorliegen eines wichtigen Kündigungsgrundes anerkannt werden können, wenn Bauland für den beabsichtigen Zweck dem Grundstückseigentümer an anderer Stelle nicht zur Verfügung steht, und ferner, wenn die Baugenehmigung feststeht, die Finanzierung gesichert ist und die sonstigen Voraussetzungen für die alsbaldige Ausführung des Vorhabens vorliegen. Im Falle des Vorhandenseins eines wirklichen Kündigungsgrundes ist in anderer Weise für die Kleingärtner zu sorgen, sei es, daß ihnen geeignetes Ersatzland zur Nutzung beschafft wird, sei es, daß der Grundstückseigentümer an anderer Stelle geeignetes Land zu kleingärtnerischer Nutzung verfügungsbereit hält.

Aus diesen Anordnungen ergibt sich, daß der nationalsozialistische Staat bei der werdenden Sozialordnung nichts außer acht läßt, was dem Wohle des schaffenden Volkes dient.

Neues aus dem Steinkohlenwald

Das Interesse für die Pflanzenwelt, aus der vor Millionen Jahren unsere Steinkohlenlager an der Ruhr, in Aachen, in Schlesien usw. entstanden sind, steigt in weiten Kreisen der Bevölkerung mehr und mehr. Im Vertrieb der Preußischen Geologischen Landesanstalt ist jetzt der dritte Band der „Steinkohlenflora der westlichen paralischen Steinkohlenreviere Deutschlands" erschienen, in dem Professor Gothan, der sich seit vielen Jahren um die Erforschung der Steinkohlenpflanzen bemüht hat und als einer der besten Kenner der Karbonflora gilt, die Beschreibung der in den Bergwerken an der Ruhr und in Aachen gefundenen Pflanzenabdrücke fortsetzt. Das Werk ist mit 20 Abbildungstafeln und vielen Textfiguren ausgestattet und bietet auch den Sammlern bei der Bestimmung der Abdrücke wertvolle Hilfe.

Hermann Löns würde am 29. August 70 Jahre alt

Hermann Löns, der am 29. August seinen 70. Geburtstag begehen könnte, war in seinem tiefsten Wesen nichts anderes als Bauer und Soldat. Das hört sich so einfach an, aber haben wir in den letzten Jahren nicht erkennen müssen, daß gerade das Einfachste das Wahrste und Größte ist? Bauern und Kriegern hat Löns in seinem „Wehrwolf" ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Der Bauer ist ihm der Kulturträger und Rasseerhalter. „Ehe ihr da wart, ihr Leute aus der Stadt, ob reich, ob arm, ob hoch und niedrig, war ich da! Ich brach den Boden, ich säte das Korn, ich schuf das Feld, auf dem ihr leben und gedeihen konntet mit eurem Gewerbe, mit eurem Handel, eurer Industrie, eurem Verkehr. Ich fand das Recht, ich gab das Gesetz, ich wehrte den Feind ab, ich trug die Lasten jahrtausendelang. Ich bin der Baum, und ihr seid die Blätter; ich bin die Quelle, und ihr seid die Flut. Ich bin das Feuer, und ihr seid der Schein! Ein Volk, das keinen seßhaften Bauernstand hat, ist nach des Dichters Meinung kein Volk, sondern eine Handelsgesellschaft, ein Wirtschaftsunternehmen. Die Bauern aber gelten ihm als ein adelig Volk, adelig an Blut und Sinn."

Das Löns-Grab in der Obhut der Kriegsfreiwilligen

Am 29. und 30. August findet in Hannover das Reichstreffen der Kriegsfreiwilligen von 1914/18 statt. Im Rahmen dieser Veranstaltungen ist auch eine Ehrung des gefallenen Kriegsfreiwilligen Hermann Löns vorgesehen. Zugleich soll das Heidegrab des Dichters bei Tietlingen in die Obhut der Reichskameradschaft der Kriegsfreiwilligen übernommen werden. Am 30. August werden die Mitglieder der Reichskameradschaft der Kriegsfreiwilligen am Grabe des gefallenen Kameraden zusammentreten, dessen Lieder sie gesungen haben, als sie vor dem Feinde standen. Hanns Johst, der Leiter der Reichsschrifttumskammer, wird von dem Dichter und seinem Werk sprechen.

Humor

Das hatte er nicht erwartet

Patient: „Ja, Herr Doktor, gleich nachdem ich mich so übel fühlte, ging ich zum Apotheker, der mir riet . . ."

Arzt: „Es ist eine schlechte Gewohnheit, den Apotheker aufzusuchen. Diese Apotheker raten höchstens zu Dummheiten, die ein tüchtiger Arzt dann ausbaden muß!"

Patient, der sich nicht stören läßt: „. . . der mir riet, Sie aufzusuchen, weil Sie ein Spezialist für Magensachen seien . . ."

Treue über das Haar hinaus

Die Braut hatte Bedenken.

„Wirst du mich auch lieben, wenn ich graues Haar haben werde?"

Der Bräutigam beteuerte:

„Wie kannst du fragen? Ich habe dich doch auch geliebt, als du blondes, schwarzes und rotes Haar hattest."

Verständlich

„Heute morgen ist mir etwas Fürchterliches passiert. Ich sollte meinem Mann Haferflocken kochen und nahm aus Versehen Seifenflocken!"

„War er wütend?"

„Ja, er schäumte!"

Herdkauf — Vertrauenskauf **Kaller**
daher nur im Fachgeschäft
Castrop-Rauxel 1, Marktstraße 20

Der Boden der Heimat schenkt immer wieder neue Kraft



Olympia-Räder
Die Schlager für 1936
Muffenrahmen, Ia Stahl-Rohre, blanke Teile verchromt, Keil- oder Glockenlager, durchg. Schutzbleche, mit Chrom-Dynamo und Stromlinien-Scheinwerfer, mit Freilauf u. Rücktritt, Gepäckträger, Anschliesskette, Pumpe, Werkzeug u. Radständer. Herren- und Damenrad 55.-
Räder ohne Freilauf 27.-, mit Freil. u. Rücktritt 30.-
MACHNOW G.m.b.H.
Berlin C. 54, Weinmeisterstr. 14
Katalog 957 gratis.
Bis 9 Uhr abends geöffnet

Der Stolz der Handwerker ist Qualitätsarbeit . . .
Unser Stolz ist die Qualitäts-Drucksache für alle Zwecke. Verlangen Sie bemustertes Preisangebot von Druckerei
Geschw Schmitz
Castrop-Rauxel i. W

Inserieren sichert Erfolg!



Adressen auf die Briefumschläge schreiben?
Nicht mehr nötig!

Wir haben jetzt unsere gesamten Geschäftsdrucksachen für Fensterumschläge passend einrichten lassen. Eine praktische Sache. Man braucht nicht mehr mühsam Adressen schreiben. Man steckt die Sachen einfach in den Fensterumschlag, klebt ihn zu und der Brief ist so versandfertig. Das ist zeitsparend und vor allem: Verwechselungen sind ausgeschlossen. Richten Sie sich auch so praktisch ein. Die **Druckerei Geschw. Schmitz, Castrop-Rauxel 1, Münsterstr. 24, Sa.-Ruf 2151,** gibt Ihnen gern Auskunft.
Wir meinen: Warum soll man sich's umständlicher machen, wenn es auch einfacher geht.

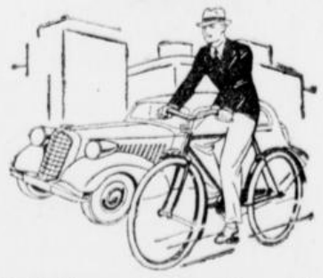
Auch Sie müssen sparen! Darum sofort den neuen **Juno-Dauerbrand-Sparherd** für jede Kohle von **Kirsch** Castrop, Münsterstr. 21

Häkel-Heim-Arbeit vergibt **Paul P. Hemmersbach, Mannheim.** (971

Herrschaftliche Etage,
6 Zimmer mit Bad, im Zentr. der Stadt, zum 1. Oktober 1936 zu vermieten. Schriftl. Angeb. unt. **Nr. 700** an den Stadtanz.

Ein freudiges Ereignis
bildet die Veranlassung zum Einkauf von Möbel, Textilien usw. Der kluge Geschäftsmann bringt sich daher rechtzeitig durch eine Anzeige im
„Stadtanzeiger,
in empfehlende Erinnerung

OPEL Fahrräder
sind in ihrer Art genau so zuverlässig, leistungsfähig und preiswert wie die OPEL-Automobile.
AB 57.- RM



W. Verheyen, Castrop-Rauxel 1
Marktstraße 16 Telefon 2410
Anzahlung 15.- RM. Wochenrate 1.- RM.

Probieren
geht über Studieren. Also probieren Sie's endlich mal mit einer kleinen Anzeige im Stadtanzeiger, sie bringt Ihnen, was Sie suchen.